

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzaehlungen und Aufsaeetze

öftesten vorkommen; diese sind: 1° der Kylometer, 2° der Myriameter, 3° der Hektoliter, 4° der Kylogramm, 5° der Hektar.

Der Kylometer ist eine Länge von 1000 Meter in gerader Linie, und dient zur Messung kleiner geographischer Landesstrecken, die ehemals nach Stunden gemessen wurden.

Der Myriameter ist eine Länge von 10,000 Meter in gerader Linie, und dient zur Messung größerer Landesstrecken, die ehemals nach Meilen abgemessen wurden.

Der Hektoliter faßt 100 Liter, und dient zur Messung größerer Quantitäten sowohl von Flüssigkeiten, als von trockenen Früchten; er ersetzt für jene den Ohmen, für diese den Malter, das Viertel, &c.

Der Kylogramm ist ein Gewicht von 1000 Grammen, und dient zum Abwägen solcher Quantitäten, die man ehemals nach Pfunden wog.

Der Myriagramm ist ein Gewicht von 10 Kylogrammen und ersetzt das Zentnergewicht.

Beim Ar, Ster und Frank haben folgende Ausnahmen statt: 1° sagt man nicht Dekaar, Hektuar, sondern des Wohllauts wegen Dekar, Hektar; auch ist das Dekar nicht gebräuchlich, man sagt lieber 10 Are;

2° Deswegen wird auch beim Ar nur ein Verminderungswort, nämlich Centiar, gebraucht; also anstatt 1, 2, 3 Deciare zu sagen, sagt man 10, 20, 30 Centiare;

3° Der Ster nimmt keine vergrößernden Benennungen an, man sagt also nicht Dekaster, Hektoster, sondern schlechtweg 10, 100 Stere. Von den vermindernenden Benennungen ist der Decister allein üblich.

4° Der Frank ist im gleichen Falle; man sagt nicht Dekafank, Hektofank, sondern 10, 100, 1000 Franken; auch sagt man nicht vermindernungsweise Decifank, Centifank, sondern Decim, Centim.

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Der Pfarrer von Sainte-Agathe.

Erinnerung aus der Schreckenszeit.

(Mit einer Vorstellung.)

In einem der entlegensten und unbekanntesten Winkel des Departements der Weiden-Sevres bestand im Jahr 1793, unter dem Namen und Schutze der heiligen Agatha, eine kleine arme Pfarrei von beiläufig vierzig Häusern, wenn man elende, schlecht verwahrte Hütten so nennen darf, deren Wände aus Baumstäben gebaut, mit Lehm und Häckerling verklebt, mit einem Dach von Stroh oder Schilf bedeckt waren. Dort lebte vom Ertrag von etwa hundert Acker sandigen magern Bodens ein genügsames Völklein, voll Liebe zu Gott, und ganz ergeben in das karge Loos das ihm hienieden zu Theil geworden, dem jedoch die Vorsehung, aus nicht zu ergründenden Absichten, schwere Prüfungen vorbehalten hatte, wie wir bald sehen werden.

Der Gemeinde Sainte-Agathe stand als Seelenhirt ein Mann vor, ganz nach dem Herzen Gottes. Ein neugeweihter Priester hatte sich im fünfundzwanzigsten Jahre seines Alters, auf den Befehl seiner Obern, zu diesen armen und arbeitsamen Menschen begeben, so arm zu leben

wie sie, Gutes zu wirken so viel in seinen Kräften stand, und er hatte seine heilige und mühsame Sendung in ihrem ganzen Umfang erfüllt. Seit fünfzig Jahren, wo er von der Kanzel herab das Wort Gottes in dem gleichfalls mit Stroh bedeckten Kirchlein verkündete, und seinen Pfarrkindern Trost, Rath und Hilfe spendete, hatte er sich nicht nur ihre Achtung, sondern ihre Ehrfurcht und innigste Liebe erworben. Mehrmals hatte er Gelegenheit gehabt in eine größere und reichere Pfarrei versetzt zu werden, hatte es aber stets abgelehnt, aus Furcht, kein anderer Geistlicher würde es hier aushalten wollen, und so möchten arme Christen, die er im Herzen trug, wenigstens in Zwischenräumen der geistlichen Hülfe entbehren müssen. Er verharrete also dort, alt werdend in derselben Armuth, in demselben Amt, Gutes wirkend im Verborgenen, glücklich im Bewußtseyn der treu erfüllten Pflicht und im Besitze der allgemeinen Liebe, mit welcher seine erkenntlichen Pfarrkinder ihm anhiengen, ihm der sich ihnen ganz geweiht hatte.

Als die französische Revolution ausbrach, hätte man hoffen sollen, daß ein so nütliches, so heiliges, so anspruchloses Daseyn, im Schutze seiner niedern Verborgenheit, von den Stürmen verschont bleiben würde, welche so manch glänzendes niederstürzte, das man unerschütterlich

geglaubt hatte. Dem war aber nicht so. Eines Tages erhielt der ehrwürdige Pfarrer aus dem Hauptort des Departements den Befehl, der sogenannten bürgerlichen Konstitution der Geistlichkeit den Eid zu leisten, oder auf der Stelle sein Amt niederzulegen und das Pfarrhaus zu räumen. Er war mit den Weltbegebenheiten so unbekannt, daß er Anfangs nicht verstand was man von ihm begehre. Weil man ihm aber mit obgemeldetem Befehle zugleich die Konstitution zugesandt hatte, die zu handhaben und zu befolgen er sich mit einem Eide anheischig machen sollte, so durchlas er sie, und da er nichts darin fand, das von seinen natürlichen Obern ausging, so leistete er den Eid nicht, eben so wenig schickte er sich an seine Pfarrei zu verlassen, weil er überzeugt war, keine andere Gewalt als die seines Bischofes könne das Band lösen, das ihn an seine Kirche knüpfte. Er blieb also zu Sainte-Agathe und fuhr fort sein Amt zu verrichten, als wenn nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre.

Jedoch hatte diese allgemeine Maßregel, welche die Seelsorger einem Eide unterwarf, den die meisten abzulegen sich weigerten, in mehreren Departementen Unruhen erweckt, hauptsächlich in den West-Departementen. Als die obere Civilbehörde mehrere widerspenstige Pfarrer hatte aufheben lassen, die wie der von Sainte-Agathe in ihren Pfarreien geblieben waren, so rotteten sich die Gemeinden, welche ihre Pfarrer noch besaßen, zusammen, verbanden sich untereinander um dieselben mit bewaffneter Hand zu verteidigen, wenn man sie ihnen mit Gewalt entreißen wollte. Nach und nach bildete sich dieser Widerstand zur förmlichen Meuterei, die um sich griff und von Gemeinde zu Gemeinde über eine große Strecke Landes sich ausdehnte, jene Keime des Zorns und Hasses verbreitend, welche sich später zu einem großen langdauernden Aufstand entwickelten. Als der Nationalkonvent diese Lage der Sachen und diese Stimmung der Gemüther erfuhr, ließ er Truppen ausrücken, und sendete Abgeordnete aus seiner Mitte ab um die Ruhe wieder herzustellen. Einer derselben traf zu Niort ein.

Dieser Blutmensch, überzeugt daß wenn er mit Kraft eingriff, er den Aufruhr abschrecken und zur Unterwerfung zwingen würde, fuhr fort die widerspenstigen Priester zu verhaften, und setzte einen Preis auf den Kopf derjenigen denen er nicht habhaft wurde. Der Pfarrer von Sainte-Agathe wurde in diese Achteerklärung mit eingeschlossen. Eines Abends gelangte die Nachricht in seine Pfarrei, daß den folgenden Tag eine Kompagnie Freiwilliger unter der Anführung

des kürzlich zu Niort angekommenen Volksrepräsentanten von dort ausrücken würde um den Pfarrer von Sainte-Agathe in Verhaft zu nehmen. Der Gemeinderath versammelte sich auf der Stelle. Von einem Widerstand war keine Rede, der Pfarrer hätte ihn aufs Aeufferste gemißbilligt, auch war davon kein Erfolg zu hoffen; man berathschlagte sich nur über die Mittel, wie derjenige, für den die ganze Pfarrei so sehr besorgt war, der ihm drohenden Gefahr entrisen werden könne. Als man darüber einverstanden war, luden die Einwohner ihren Seelenhrten ein, sich in das Versteck zu begeben, das sie für ihn gewählt hatten. Als er sich dessen weigerte, weil, wie er sagte, er sich dem was die Vorsetzung über ihn verhängt habe nicht entziehen wolle, nöthigten sie ihn das Dorf zu verlassen und in eine Köhlerhütte mitten im nahen Walde sich zu begeben. Vier bewaffnete Männer begleiteten ihn und blieben dort, so wohl um zu verhüten, daß er sich nicht freiwillig seinen Feinden übergebe, als um ihn zu beschützen, wenn er je entdeckt würde.

Den folgenden Tag brachen, wie verkündet worden, achtzig Freiwillige, zwei Kanonen mit sich führend, mit dem Volksrepräsentanten an ihrer Spitze, in Sainte-Agathe ein, um eine Hütte von Lehm und Stroh zu belagern, deren Besatzung ein Greis von fünfundsiebenzig Jahren war, der sich auf der Stelle ergeben hätte, wäre er da gewesen. Nachdem sich die Truppe auf dem Hauptplatz der Gemeinde aufgestellt hatte, machte der Kommandirende die Einwohner mit dem Zweck ihrer Ankunft bekannt, und forderte sie im Namen des Gesetzes auf ihren Pfarrer auszuliefern. Da Niemand Miene machte der Aufforderung zu gehorchen, gab er Befehl zur Haus-suchung. Man lief dem Pfarrhause zu, das man vergebens durchsuchte, man stieß mit Flintenkolben und Kanonenstumpfern die Kirchthür ein, besetzte und schändete sie auf das Unwürdigste, ohne zu finden was man suchte, dann untersuchte man jedes Privathaus, endlich nach einer neuen Aufforderung wurde der flüchtige Priester vogelfrei erklärt, eine Belohnung von 20,000 Fr. demjenigen versprochen der ihn ausliefern würde. Darauf ließ der Anführer dieser Barbarenrotte die Kirche, das Pfarrhaus und das ganze Dorf in Brand stecken; nach dieser Heldenthat zog er ab mit seinen achtzig Mann und zwei Kanonen.

Als gegen Abend der Pfarrer erfuhr daß die Gefahr vorüber sey, ohne jedoch zu ahnen wie theuer seinen Pfarrkindern ihre Anhänglichkeit an ihn zu stehen gekommen, kehrte er mit seinen vier Begleitern nach Sainte-Agathe, oder richtiger

zu sagen, mitten in die Trümmer des Dorfes, das einst Sainte-Agathe geheißen hatte. Ich will nicht versuchen den Schmerz zu beschreiben, den er empfand als er seine Freunde, seine theuern Pfarrfinder, von jedem Alter und Geschlecht, auf den Feldern gelagert sah zwischen dem wenigen Vieh, das sie vom Brande hatten retten können, und mit stumpfer Verzweiflung sprachlos dem Feuer zuschauten, das die Ueberreste ihrer Wohnungen, ihres Hausgeräths und ihrer Vorräthe verzehrte. Mit Thränen fragte er sie: „Warum habet Ihr meinen Zufluchtsort meinen Verfolgern nicht bekannt gemacht um ein so großes Unheil von Euch abzuwenden? Kann denn das bißchen Leben, das mir fünfundsiebzigjährigen Manne noch vergönnt seyn mag, dem Leben so vieler die Wage halten, die in den Jahren der Kindheit, der Jugend und des kräftigen Alters nun dem Tode aus Hunger und Mangel an Obdach ausgesetzt sind?“ Man antwortete, er sey der Vater der Pfarrei, den man um jeden Preis retten mußte, und das Glück ihn erhalten zu haben finde man nicht zu theuer. Darauf erwiderte er: „Was Ihr für mich gethan habet, zeichnet mir vor was ich für Euch zu thun habe, und in Kurzem werdet Ihr urtheilen ob ich würdig sey oder nicht des großen Opfers, das Ihr für die Fristung meines Lebens dahingegeben habet.“

Drei Tage später, als der Repräsentant, welcher zu Sainte-Agathe gewesen war, sich in seinem Kabinet zu Riort befand, wo er sich so eben mit dem öffentlichen Ankläger und dem Scharfrichter über die Mittel besprochen hatte, den Auführern einen solchen Schrecken einzujagen, daß sie zum Gehorsam gebracht würden, führte man bei ihm einen Greis ein mit gebeugtem kahlen Haupte, auf einen Dornenstock gestützt, mit bestaubten Schuhen, in einer stark abgetragenen geistlichen Kleidung. Dieser Greis richtete sogleich folgende Worte an ihn: „Bürger Repräsentant, Sie haben zu Sainte-Agathe ausrufen lassen, Sie würden demjenigen der Ihnen den Pfarrer jenes Orts ausliefern würde, zwanzigtausend Franken geben; ich erbiere mich, denselben in Ihre Gewalt zu liefern gegen die versprochene Summe.“

So vertraut der Repräsentant mit der Verderbtheit der Menschen war, machte doch der Antrag dieses Greises, der nur noch wenige Tage zu leben hatte und sich nicht schämte einen Kopf zu verkaufen, einen solchen Eindruck auf ihn, daß er schauderte. — Pfaffe, sagte er, für einen Mann deines Alters und Standes machst du mir da ein sonderbares Anerbieten.

— Nicht so sonderbar als Sie meinen. Nehmen Sie es an?

— Wer bist du, der du mir den Kopf deines Amtsbruders verkaufen willst?

— Was kümmert Sie das wenn ich ihn nur liefere. Noch einmal, nehmen Sie es an?

— Ich nehme es an; möge sein Blut, das vergossen werden wird, über dich kommen.

— Meinetwegen. Sie geben mir also die zwanzig tausend Franken?

— Ja doch, ich gebe sie dir.

— Sagen Sie einmal... könnten Sie nicht noch etwas zulegen?

— Blutgieriger Graukopf, f... du deine Schandthat nicht hinlänglich...

— Ja freilich, freilich... werden Sie nicht böse. Sie geben mir also die zwanzig tausend Franken?

— Sobald du mir den Pfaffen von Sainte-Agathe lieferst.

— Verstehst dich. Ich verlange noch weiters, daß Sie mir Zeit und Mittel gewähren; damit ich über das Geld nach Willen schalten könne, wenn ich es verdient und erhalten habe.

— Diese Zeit, diese Mittel kann ich sie dir denn verweigern? Wenn du deinen Lohn erhalten hast, ist er nicht dein?

— Freilich, das weiß ich. Versprechen Sie mir jedoch was ich verlange, ich habe meine Ursachen, darauf zu dringen.

— Obwohl ich nicht einsehe zu was dir das nützen soll, so verspreche ich dir, und gebe dir darauf mein Wort als Republikaner, daß dir alle Zeit und Mittel gelassen werden sollen, nach deinem Willen über den Preis deines Beraths zu verfügen.

— Gut. Nun geben Sie mir das Geld, denn ich bin selber der Pfarrer von Sainte-Agathe und liefere mich in Ihre Hände.

— Sie! rief der Repräsentant aus, der in seiner Verwunderung plötzlich Redensart und Ton ändert.

— Ich selber, antwortete kalt der Pfarrer.

— Und Sie kommen sich mir auszuliefern?

— Ich liefere mich aus um die zwanzig tausend Franken die Sie versprochen haben.

— Was wollen Sie mit diesem Gelde thun? Sie kennen doch das Schicksal das Sie erwartet, Sie sind ein Geächteter.

— Eben deswegen bitte ich Sie, mir die Summe auszuzahlen und mich auf der Stelle in die Mitte meiner Pfarrfinder von Sainte-Agathe führen zu lassen.

— Was wollen Sie dort?

— Diejenigen, welche Sie mir zu meiner

Bewachung mitgeben werden, mögen Ihnen darüber Bericht abfiatten.

— Ich weiß nicht ob ich soll...

— Repräsentant, ich hab' Ihr Wort.

— Das ist wahr. Es geschehe also wie Sie verlangt und ich zugestanden habe.

Der Repräsentant zählt dem Pfarrer die zwanzig tausend Franken in Assignaten hin, der sie in seine Brieftasche steckt und auf der Stelle nach den Trümmern seines Dorfes geführt zu werden verlangt.

Die Einwohner des abgebrannten Dorfes, in äußerster Bekümmerniß über das Verschwinden ihres Seelenhirtens, den sie in der Kleinen für ihn in Eile mitten in den Trümmern aus Brettern aufgeschlagenen Wohnung nicht angetroffen hatten, als sie ihn abholen wollten um ihnen das Morgengebet vorzubeten, berathschlagten sich so eben zum vierten Mal über die zu ergreifenden Mittel ihn aufzusuchen und zurückzubringen, als sie zu ihrem großen Erstaunen ihn auf einem mit Ochsen bespannten Karren ankommend sahen, von denselben Soldaten begleitet, welche das Dorf in Brand gesteckt hatten. Sie liefen ihm entgegen, hoben ihn mit Sorgfalt vom Karren, umringten ihn, seine Hände, seinen Rock küßend und ihn mit Fragen überhäufend. Als er endlich zum Wort kommen konnte, sagte er: „Meine Kinder, Ihr waret unzufrieden mit mir, Ihr glaubtet ich hätte Euch verlassen ohne Abschied zu nehmen, und daß Ihr mich nicht mehr sehen würdet. Ihr habt Euch geirrt. O nein! so verläßt man sich nicht nach fünfzigjähriger Freundschaft. Ich hatte ein kleines Geschäft im Hauptort des Departements abzumachen, und aus Furcht, Ihr wöchtet mich davon abhalten wollen, habe ich mich heimlich dahin begeben. Da nun dieses Geschäft nach meinem Wunsche abgeschlossen ist, wollen wir miteinander davon sprechen. Ihr habet wegen meiner euer Wohnungen, euer Haus- und Ackergeräth, die Früchte eurer sauern Jahresarbeit eingebüßt ohne darüber zu klagen. Wohlan ich bringe Euch einigen Ersatz für diesen Verlust. In dieser Brieftasche sind zwanzigtausend Franken, die ich den Herrn Maire bitte unter Euch auszutheilen nach Verhältniß des erlittenen Schadens. Wie ich mir diese Summe verschafft habe, darnach fraget nicht, dieß ist ein Geheimniß, das Ihr später erfahren werdet; noch kann ich es nicht enthüllen, heute schon gar nicht. Ich werde mit diesen Herren, die mich begleitet haben, zurückkehren, und Euch auf eine Zeit verlassen, deren Dauer ich nicht bestimmen kann. So lang ich

„abwesend seyn werde, fahret fort zu seyn was Ihr waret seit ich in eurer Mitte lebte, gute Christen, liebet einander, fürchtet Gott und behaltet in stetem Andenken euern alten Pfarrer, den Ihr über kurz oder lang in einem Orte wieder antreffen werdet, wo alle die sich lieben wie wir uns lieben, in Ewigkeit vereinigt seyn werden. Setzt kniet nieder, meine Kinder, und empfanget meinen Segen.“

Bei diesen Worten stürzten alle auf ihre Knie, sogar die Soldaten die den Pfarrer gebracht hatten, sie auch wurden von der allgemeinen Bewegung mitgerissen. Der Greis, mit gen Himmel gerichteten Augen, wo während dieser Handlung sein Geist schwebte, stehend im Kreise der Knienden, streckte seine zitternden Hände aus, und rief den Segen von Oben über seine Befolger wie über seine Freunde herab.

Nach verrichtetem Gebete, wendete er sich mit englischer Heiterkeit gegen seine bewaffneten Begleiter, denen er sagte: „Meine Herren, nun stehe ich zu Gebot.“ Man hob ihn auf seinen Karren und führte ihn wieder nach Niort, wo seine Pfarrkinder alle ihn zu Fuße begleiteten. Obwohl er geächtet war, wurde er bei seiner Zurückkunft dem Scharfrichter nicht überliefert. Der Repräsentant scheute sich die Hinrichtung eines solchen Mannes über sich zu nehmen, und sandte ihn nach Nantes, wo er drei Monate später in den Fluthen der Loire die Marterkrone fand.

Das Dorf Sainte-Magathe wurde nicht wieder aufgebaut. Die Familien, die es bewohnt hatten, zerstreuten sich und siedelten in den benachbarten Gemeinden sich an. Heutzutage durchfurchet der Pflug die Wiege ihrer Kindheit und den geweihten Ruheplatz ihrer Voreltern.

Der kleine Vogelfänger.

Francesco Michelo war der einzige Sohn eines Schreiners zu Tempio, einer Stadt auf der Insel Sardinien. Er hatte noch zwei jüngere Schwestern und kaum sein zehntes Jahr erreicht, als ein in dem Hause seines Vaters ausbrechendes Feuer dieses in Asche legte und den unglücklichen Schreiner unter den Trümmern begrub. Gänzlich durch diesen schrecklichen Unfall verarmt, war die bedauernswürdige Familie verlassen und hilflos auf der Welt, und genöthigt die Warmherzigkeit der Fremden anzuflehen, um sich nur ihre dringendsten Bedürfnisse für jeden folgenden Tag zu verschaffen. Jeden Morgen wurde der kleine Francesco abgesandt, um bei den zahlreichen

eyn was
te, gute
wort und
en Pfar-
em Orte
sich lie-
vereiniget
Kinder,

re Knie,
gebracht
emeinen
mit gen
nd dieser
n Kreise
nde aus,
ne Ber-

sich mit
ten Be-
en, nun
f seinen
ort, wo
leiteten.
ei seiner
erliefert.
richtung
en, und
Monate
terfrone

t wieder
ynt hat-
benach-
e durch-
heit und
n.

in eines
er Insel
Schwe-
cht, als
echendes
iellichen
hänglich
war die
hülfslos
erzigkeit
ore drin-
en Tag
er kleine
hlreichen



Freunden seines Vaters Unterstützung zu suchen; aber ach! sie reichte nur für eine Woche hin, und Hilfe, die bloß auf die Barmherzigkeit Anderer sich stützt, ist von keiner Dauer.

Endlich wurde der kleine Francesco der vergeblichen Versuche müde, seine dürftige Mutter durch die abgedrungene Milde thatigkeit Anderer zu erhalten, und da er sie und seine Schwestern im tiefsten Kummer und Elend schwachten sah, so trieb ihn die Noth und die Zärtlichkeit, seinen Kopf zu brauchen und sich zu rühren. Er baute aus Holzstäben nicht ohne Schwierigkeit einen ziemlich großen Käfig, der mit allem versehen war, was ihn zur Aufnahme von Vögeln allerlei Art geschickt machte; und als der Frühling wiederkehrte, durchstrich er die Wälder in der Nachbarschaft von Tempio und suchte begierig die Nester auf, um sich der Jungen zu bemächtigen. Da er sich bei diesem Geschäfte schlau und geschickt benahm, so dauerte es nicht lange, bis es ihm trefflich gelang. Er kletterte von Baum zu Baum und kehrte selten zurück, ohne daß sein Käfig voll Hänflingen, Grassmücken, Distelfinken, Amseln und andern mehr war. Jede Woche trugen Francesco und seine Schwestern ihre kleinen Lieblinge zu Sussari auf den Markt, und setzten gewöhnlich die nettesten und schönsten davon ab.

Sie hatten keinen andern Wunsch, als ihre hilflose Mutter zu unterstützen; aber aller Beistand, den sie zu leisten vermochten, reichte doch keineswegs hin, alle ihre Bedürfnisse zu befriedigen. In dieser Verlegenheit gerieth Francesco auf einen neuen und originellen Gedanken, zur Vermehrung seiner Einnahme. Die Noth ist die Mutter der Erfindung — er gieng Tag und Nacht damit um, eine junge angorische Katze dermaßen zu zähmen, daß sie mitten unter seinen gefiederten Sängern unschädlich und harmlos lebe. Und so stark ist die Macht der Gewohnheit, so groß der Einfluß der Erziehung, daß er stufenweise fortschreitend den Todfeind seiner Lieblinge abrichtete, in dem Käfig derselben zu essen, zu schlafen, ohne zu versuchen, sie zu würgen oder zu ängstigen. Die Katze, die er Dianka nannte, erlaubte den kleinen Vögeln, auf alle Weise mit ihr zu spielen; sie pflegte unter ihnen zu hüpfen und zu springen, während sie sie hackten und neckten; aber bei allen diesen Gelegenheiten streckte sie höchstens die Pfote einmal aus, um ihren Gefährten zu drohen, nie aber zeigte sie ihre Krallen, um ihnen Leides anzuthun.

Jetzt gieng Francesco noch weiter; nicht zufrieden sie gelehrt zu haben, in Frieden und Eintracht beisammen zu leben, unterrichtete er auch

Katze und kleine Vögel, eine Art Spiel aufzuführen, in welchem jeder seine Rolle übernahm. Nicht ohne Mühe und Geduld brachte er es dahin, daß sie mit Leichtigkeit und Gewandtheit ihre Aufgabe ausführten. Fuß, der Vater, wurde abgerichtet, sich in einen Kreis zusammen zu rollen, seinen Kopf zwischen die Pfoten zu legen und sich zu stellen, als ob er in tiefem Schlafe läge; alsdann wurde der Käfig geöffnet und die kleinen niedlichen Vögel flatterten heraus, auf ihn zu, und gaben sich alle Mühe, ihn durch Hacken und Picken mit ihren Schnäbeln zu erwecken; dann theilten sie sich in zwei Parteien und griffen ihm Kopf und Ohren an, ohne daß das edle Thier nur eine Miene machte, von ihren Neckereien Notiz zu nehmen.

Zu andern Zeiten setzte sich die Katze in die Mitte des Käfigs und begann ihren Pelz zu lecken und behaglich zu schnurren, während die Vögel sich auf ihren Rücken oder gleich einer Krone auf ihren Kopf setzten und trillerten und zwitscherten als ob sie in der größten Sicherheit in einem schattenreichen Walde säßen.

Eine schöne und große Katze ruhig in der Mitte eines Vogelkäfigs zu sehen, war ein so neuer und unerwarteter Anblick, daß, als Francesco auf dem Markte zu Sussari sie sehen ließ, er augenblicklich von einer Schaar bewundernder Zuschauer umgeben war. Das Erstaunen derselben kannte keine Grenzen, als sie ihn jeden gefiederten Liebling bei seinem Namen nennen hörten, und sahen wie derselbe munter und flink auf ihn zuslog, bis alle gänzlich bei einander auf seinem Kopfe, seinen Schultern und Händen saßen.

Entzückt über seine Geschicklichkeit belohnten ihn die Zuschauer auf das freigebigste; und Francesco kehrte eines Abends mit freudeklopfendem Herzen zurück und brachte seiner Mutter eine Summe Geldes, die für viele Monate zur Bestreitung ihres Unterhalts hinreichte.

Die nächste Unternehmung des kleinen Sardiniers war noch kühner und origineller. Er fand eines Tages ein Nest mit 15 jungen Rebhühnern, die er in seinen Vogelbauer einschloß und zu erziehen begann. Fünf derselben starben in wenig Tagen, aber die übrigen zehn entsprachen seinen kühnsten Erwartungen. Nach einigen Wochen brachte er sie dahin, daß er sie vor kleine mesingene Kanonen spannen konnte, die sie ganz artig über den Tisch hinzogen. Darauf theilte er sie in zwei Reihen ab, umgürtete sie mit Säbeln und versah sie mit Lunten und allen Waffen der Artilleristen. Jeder Vogel war abgerichtet, bewegungslos neben seiner Kanone zu stehen, und auf das Kommandowort ergriffen die Rebhüh-

chen zur Rechten die in einem Teller liegenden glühenden Linten und feuerten muthig ihre Stücke ab. Auf das zweite Kommandowort machte die Kompagnie zur Linken dasselbe Manöver, und nach einiger Uebung war keiner der Vögel mehr im geringsten über den Knall erschreckt. Auf ein drittes Signal fielen einige der kleinen Krieger nieder, streckten steif ihre Glieder aus und stellten sich todt, während andere schreiend und flatternd umherliefen, als seien sie verwundet. Darauf schlug der Kommandant einen Wirbel auf der Trommel, und siehe Alle sprangen auf, stellten sich wieder in Reihe und Glied und wiederholten ihre Evolutionen.

Nicht alle gefiederten Zöglinge Francesco's waren indeß mit gleichen Talenten und derselben Gelehrigkeit begabt; einige waren ungelehrig und dumm, während andere einen an Verstand grenzenden Instinkt offenbarten. Zur letztern Klasse gehörte ein Rebhuhn, das er Rosoletta nannte. Es folgte ihm mit der Anhänglichkeit eines Hundes überall hin, hüpfte ihm nach von Haus zu Haus, wann er durch die Straßen von Tempio gieng, flog von Baum zu Baum, wann er durch die Wälder wanderte, und verlor bei Tag und Nacht nur selten ihren geliebten Herrn aus dem Gesichte. Mit einer Gelehrigkeit, welche wahrlich bei Vögeln nicht gewöhnlich ist, gehorchte Rosoletta nicht nur ihrem Lehrer, sondern schien sogar seine Wünsche in Betreff ihrer Gefährten zu errathen, und leistete ihm bei ihrer Erziehung treulich Beistand. Wenn ein Blutfink, dummer und gimpelhafter als die andern, seine Kameraden in Unordnung brachte, oder ein unbesonnener Hänfling aus Reihe und Glied flatterte, so folgte ihm Rosoletta auf der Stelle, gab ihm Schläge mit dem Flügel und versuchte ihn zur Ordnung zu bringen. Einst hatte Francesco einen schönen Zeisig mit vieler Mühe abgerichtet; eines Morgens aber entwischte der undankbare kleine Spitzbube, erreichte den angrenzenden Garten und war fort. Der kleine Vogelfänger war in Verzweiflung über seinen Verlust, um so mehr, da er den Vogel der Tochter einer Dame versprochen, die ihm viel Gutes erwiesen hatte. Fünf Tage giengen dahin und der kleine Flüchtling kam nicht zurück. Schon hatte er ihn für immer aufgegeben, als am sechsten Morgen Rosoletta längs der Lindenbäume einen Vogel vor sich her jagte, der aus vollem Halse schrie und ihr auf alle Weise zu entweichen suchte. Rosoletta aber schnitt ihm den Weg ab und jagte ihn unaufhörlich, bis er in einer Ecke des Käfigs Zuflucht suchte, während sie triumphirend über ihren Sieg herüber und hinüber flog.

Francesco war nun glücklich und zufrieden, da er durch seinen Fleiß und seine Anstrengungen in Stand gesetzt war, seine Mutter und seine Schwestern zu unterstützen. Unglücklicherweise aber ward er in der Mitte seiner Glückseligkeit durch einen traurigen Zufall ihnen entzissen. Er sammelte eines Tages eine Art Pilze, welche in den südlichen Gegenden von Europa häufig gegessen werden; da er sie aber nicht genug kannte, um die unschädlichen von den giftigen zu unterscheiden, so aß er in großer Menge davon und starb samt seiner jüngern Schwester, trotz jeden angewandten Gegenmittels, wenige Tage darauf. Während der drei Tage seiner Krankheit umkreisten seine Vögel unaufhörlich sein Bett. „Einige, sagt der Abbe Reperonei, der seine Geschichte erzählt, lagen traurig auf seinem Deckbette, andere flatterten hin und her an seinem Haupte, einige stießen kurze aber klagende Töne aus, und alle nahmen in der That während seiner Krankheit keine Nahrung zu sich.“ Keiner seiner gefiederten Freunde nahm indeß so schmerzlichen Antheil an seinem Tode als Rosoletta. Als der arme Francesco in seinen Sarg gelegt wurde, flog sie um ihn herum, und setzte sich endlich auf den Deckel. Vergebens nahm man sie mehreremal weg, sie kam immer wieder und bestand darauf, die Leiche nach dem Begräbnißplatz zu begleiten. Während der Beerdigung setzte sie sich auf eine benachbarte Cypresse, als wollte sie sehen wo man die Ueberreste ihres Freundes hinlegte; und als die Leichenbegleiter hinweg gegangen waren, verließ sie den Platz nicht mehr, außer wenn sie nach dem Hause der Mutter flog, um Futter zu sich zu nehmen. So lange sie noch lebte, kam sie täglich, setzte sich auf das Thürmchen einer kleinen Kapelle unfern des Grabes und schlief ein; hier lebte sie und hier starb sie ungefähr vier Monate nach dem Tode ihres geliebten Herrn.

Man kann in Sussari noch bis auf den heutigen Tag das Grab Francesco's sehen, und der Begräbnißplatz, wo er liegt, heißt noch immer: „Der Gottesacker des kleinen Vogelfängers.“

Der Juwelier.

(Mit einer Vorstellung.)

Zu den mit Gold- und Silberarbeiten und kostbaren Juwelen reich ausgeschmückten Laden des Hofjuweliers Reichard trat ein Bauernknabe hinein und fragte den hageren Buchhalter, der eben beschäftigt war mehrere Sachen von Werth auszupacken.

„Hör er mal, Musje, ist er hier der goldne Dofenschmiedt?“

„Was willst du, schmutziger Burfche, und wen suchst du hier? fuhr ihn der Buchhalter an: pack' dich hinaus, hier wird nicht gebettelt.“

„Nun, nun, nur nicht gleich so grob! sagte der Knabe, ich bettle nicht und mag auch von ihm nichts haben, aber den Meister will ich sprechen.“

„Dort kommen der Herr Hofjuwelier selbst,“ sagte der Buchhalter und zeigte auf Reichhard, der eben zu einer Seitenthüre hereintrat.

Als der Knabe ihn erblickte, gieng er auf ihn zu und sagte lachend: „Hört ein Mal, Herr Goldschmiedemeister, Ihr seyd ein Hasenfuß. Wer wird sich denn vor dem Bischen Hundes geknurre gleich so fürchten!“

„Ha, Wube! rief Reichhard: dir gehören wohl die wüthenden Hunde, die vor dem kleinen Milchwagen dort angespannt sind?“

„Ja wohl gehören sie mir! entgegnete der Knabe; es sind aber ein Paar sehr gute Hunde, Lürk und Drach, und thun auch keinem Menschen etwas; wenn aber einer so auf sie losgedufelt kommt, als wollte er meinen Milchwagen in Grund und Boden rennen, dann zeigen sie ihm freilich die Zähne, weil sie nicht sprechen können, und da denkt der Hasenfuß gleich, es wird ihn ein toller Hund beißen, will über das Gräblein springen, fällt dabei fast auf die Nase, und verliert seine Sachen aus Angst. Ich aber habe das Ding aufgehoben und bring' es Euch hier wieder;“ und hiermit reichte er ihm eine kostbare goldene Dose hin, die Reichhard auf besagte Weise verloren hatte.

Hr. Reichhard sah den Knaben fest an und sagte: „Junge, du weißt wohl nicht was die Dose werth ist, die du mir hier wieder bringst?“

„Ich brauch' es auch nicht zu wissen, antwortete der Knabe, denn sie gehört mir nicht. Blank ist sie genug; aber die Herz-Großmutter sagt: „Laß dich den Teufel nicht blenden.““

Erstaunt und erfreut über die Redlichkeit des Knaben, dankte ihm der Juwelier auf das freundlichste und wollte ihm drei blanke Thaler zur Belohnung geben, aber der Knabe schüttelte den Kopf und sagte: „Da würde mir meine Herz-Großmutter das Leder schön auspelzen, wenn ich das annehmen wollte, denn sie müßte ja glauben, ich hätte das Geld erbettelt oder gar gestohlen. Nein, Herr Goldschmiedemeister, seine Tabakdose hat Er, nun behalt' Er auch sein Geld. Will Er mir und meinen Hunden einen Gefallen thun, so kauf' Er mir geschwind meine

ganze Milch ab, damit wir wieder früher zur Herz-Großmutter nach Hause kommen.“

Der Juwelier erfüllte des Knaben Wunsch, kaufte die ganze Milch, die kaum einen Thaler an Werth betrug, und ließ einen großen Theil davon in eine Schüssel gießen und sie den Hunden zur Erquickung vorsezen, während der Knabe selbst nur eine Buttersemmel von ihm annahm.

„Hört, sagte der Knabe, als er nach Hause fahren wollte, Ihr seyd ein braver Mann, und wenn Ihr ein solches Vergnügen habt die Hunde zu füttern, so will ich alle Tage mit der Milch, die ich nicht gleich los werden kann, zu Euch kommen, und dann sollen meine Hunde sich bei Euch recht satt schlucken.“

Des andern Tags erschien der Knabe in den Nachmittagsstunden auch richtig wieder, suchte den Juwelier auf und sagte ganz traurig: „Aus unserm Spas mit der Hundefütterung wird nichts! ich habe Herz-Großmuttern die ganze Geschichte erzählt, und der war es zwar recht, daß ich euer Geschenk nicht angenommen hatte, aber darüber hat sie mich sehr ausgescholten, daß wir die Milch den Hunden gegeben haben, denn die Milch, sagt sie, ist zu schade für die Hunde, du hättest sie lieber wohlfeiler an arme Leute verkaufen sollen, als daß sie dir der reiche Herr für die Hunde abgekauft hat; und wenn du auch so dumm bist, deinen Thieren alles in den Hals zu stecken, so hätte doch der alte Meister klüger seyn sollen als du!“

„Die Großmutter hat Recht, sagte der Juwelier, du sollst mich zu ihr führen!“ und hiermit nahm er Hut und Stock und folgte raschen Schrittes dem Knaben, der fröhlich auf seinem Hundewägelchen vor ihm daher fuhr.

Eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, und ganz abwärts von der Heerstraße, lagen mehrere Weinberge mit den Wohnungen der Winzer verleben; dort stand auch am Fuße eines Weinberges das Häuschen, welches die Großmutter bewohnte. Je mehr sich ihm der Knabe mit seinem Fuhrwerke näherte, um desto schneller liefen die Hunde, blaffend vor Freude und Ungeduld; als sie ihre Heimath erblickten.

„Großmutter! Herz-Großmutter! schrie der Knabe schon von fern, seht doch, der reiche Mann kommt hinter mir her! und die Hunde haben heute noch nichts gefressen.“

„Das wollte ich dir auch gerathen haben, du Milchverschwender!“ sagte die Alte, die in der Thüre stand, und die Hand über die Augen hielt, um auf den Weg hinauszuschauen, auf dem der Juwelier raschen Schrittes gegangen kam; dann setzte sie bedächtig hinzu: „Das ist also der reiche

Mann; Gott gebe, daß es nicht der Böse ist, der uns verblenden will.“

Während Moriz, so hieß der Knabe, seine Hunde ausspannte, war Reichard von der Großmutter begrüßt und in das Strüßchen geführt worden. Hier fand er die größte Ordnung und Reinlichkeit, und erfuhr, daß der kleine Weinberg das Eigenthum der Alten sey, und daß sie mit ihrem Enkel, der seine beiden Eltern frühzeitig verloren hatte, von dem Ertrage desselben lebe. Die Großmutter bestellte mit einer Magd und einem Tagelöhner den Weinberg, und Moriz fuhr mit seinen Hunden die Milch und Früchte in die Stadt, und gieng dabei, so viel es der Verkauf zulassen wollte, auch zugleich in die Schule.

Zufriedenheit, Frömmigkeit und die größte Reinlichkeit waren in dieser Hütte einheimisch, und es ward hier dem Juwelier so wohl um's Herz, als ihm zwischen seinem Gold und Silber lange nicht gewesen war. Man bewirthete ihn mit den schönsten Früchten, die ihm Moriz im Weinberge pflückte, und er durfte nicht von fern den Gedanken äussern, als wollte er irgend etwas dafür bezahlen. Als er darüber seine Unzufriedenheit zu erkennen gab, sagte die Alte:

„Ich weiß es recht gut, Herr Goldschmied, daß Ihr ein reicher Mann seyd, und von uns nichts geschenkt zu nehmen braucht. Ihr denkt auch wohl, eine Hand wäscht die andere, und da habt Ihr Recht, aber Geld nehm' ich nicht; wollt Ihr etwas thun, so könnt Ihr dem Jungen hier einmal ein gutes Schulbuch schenken, und das est Ihr dann wieder in Weintrauben bei mir ab.“

Der Juwelier erfüllte beides, er sorgte für Schulbücher, und besuchte auch die Alte oft auf ihrem Weinberge, nahm auch wohl sein kleines Töchterchen, Mathilde, der die Mutter frühzeitig gestorben war, mit sich hinaus; und während die Alte aus ihrem langen Leben manches Merkwürdige erzählte, und ihm dabei ein Gemüth zeigte, das die schwersten Prüfungen des Lebens mit stiller Ergebenheit bestanden hatte, führte Moriz die kleine Mathilde zu den schönsten Weinstöcken oder Obstbäumen, ließ sie dort selbst die reifen Früchte pflücken und fuhr sie auch wohl bisweilen, wenn er ihr ein besonderes Vergnügen machen wollte, mit seinen Hunden im Weinberge spazieren.

„Aber mein allerliebste Mathildchen, wo führt Sie denn der Papa immer hin? fragte Herr Schäfer, der Buchhalter; das geht ja jetzt alle Nachmittags hinaus, und sonst war der Papa nicht aus dem Hause zu bringen?“

„Wir besuchen den Milchjungen und seine Großmutter,“ entgegnete Mathilde, und erzählte dem neugierigen Buchhalter alles was ihre Spaziergänge mit dem Vater anbetraf. Herr Schäfer, der jeden Tritt und Schritt seines Herrn belauschte und eifersüchtig war, wenn er nur entfernt glauben konnte, daß ausser ihm noch Jemand anders die Gunst seines Herrn genösse, die er nur zu gut zu seinem Vortheil zu benutzen verstand, suchte bald genug den Weinberg auf; um ebenfalls die Bekanntschaft der alten Großmutter dort zu machen. Die einfache alte Frau und der unbedeutende Bauernknabe schienen ihm aber nichts weniger als gefährlich, und er bededete vielmehr Herrn Reichard, nur öfter seine Spaziergänge zu wiederholen, damit er selbst desto unbemerkt im Hause und in der Handlung sein Wesen treiben konnte, wo ihm, seit Mathildens Mutter gestorben war, fast alles überlassen blieb.

Eine ungünstige Bitterung hatte den Juwelier mehrere Wochen von seinen Spaziergängen abgehalten, als eines Morgens der Knabe Moriz mit rothgeweinten Augen in Reichards Zimmer trat, und mit bebender Stimme sagte: „Die Herz-Großmutter läßt Euch schön grüßen, und ich soll Euch sagen, daß sie gestern Abend gestorben ist.“

„Die Großmutter ist todt?“ rief Reichard, griff nach Hut und Stock und folgte dem weinenden Knaben nach dem Weinberge. Da erzählte ihm denn die Magd, daß die Alte vor wenigen Tagen erkrankt und gestern gestorben sey, und daß sie auch seiner gedacht, und besonders den verwaisten Knaben seiner Fürsorge anbefohlen habe. Reichard beschloß auch diese Sorge zu übernehmen, er selbst kaufte den Weinberg, der Schulden halben feil geboten werden mußte, und nahm den Knaben in sein Haus, um ihn hier sorgfältiger zu erziehen und ihn in seiner Kunst zu unterrichten. Moriz war gut und brav, er that Alles um Reichards Güte zu verdienen; er war in der Schule fleißig und fand sich geschickt in seinem neuen Beruf; je mehr er aber die Zufriedenheit und Gunst seines Meisters gewann, um desto verhasster wurde er dem Buchhalter, der wohl einsah, daß Moriz ihm bald genug in Ausführung seiner Betrügereien im Wege stehen würde, in so fern es ihm nicht gelingen sollte, die Redlichkeit des Knaben selbst wankend zu machen. Er vertraute dem Knaben deshalb zuvörderst die Schlüssel der Speisekammer an, und setzte dort manche Leckereien hinein, von denen er ihm zuerst zu kosten gegeben, denn er glaubte, daß Moriz nicht widerstehen, sondern

heimlich davon naschen würde; denn, dachte er, nach sich urtheilend, fängt der Knabe nur erst an heimlich zu naschen, dann wird er auch weiter zugreifen. Er betrog sich aber; denn der Knabe hatte die Lehren der Großmutter über Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit nicht vergessen, und die Leckereien verdarben eher, als daß sie Moriz angerührt hätte. Der Buchhalter versuchte es auf eine andere Weise; er öffnete mit seinem Schlüssel heimlich die Vorrathskammer, entwendete heimlich manches daraus, und wenn es dann fehlte, und er den Knaben darüber erst hart anließ, gab er sich dann das Ansehen, als wenn er, aus Güte für ihn, die Sache diesmal verschweigen und sie dem Meister nicht verrathen wolle, damit Moriz auf die Nachsicht bauend, die Furcht vor der Strafe verlieren und dergleichen Sachen selbst dreister begehen möchte. Diese teuflische Berechnung wirkte eben so wenig. Der ehrliche Moriz sann vielmehr darauf, den Dieb an das Tageslicht zu ziehen, und da er bestimmt glaubte, daß es Katzen oder Matten seyn müßten, so bat er Herrn Reichhard, einen seiner getreuen Hunde, die jetzt nicht mehr den Milchwagen zogen, wohl aber den Weinberg bewachen mußten, zu sich nehmen zu dürfen, um der Mäscherei, von der er seinem Meister in Geheim erzählte, auf die Spur zu kommen. Moriz erhielt die Erlaubniß, sprang auf den Weinberg hinaus, holte seinen getreuen Türk herbei, und da es schon Abend geworden war, als er zurückkehrte, so säumte er sich nicht, sich sofort mit ihm in die Speisekammer einzuschließen, und dort mit ihm in einem dunkeln Winkel den Dieb zu erwarten. Schäfer wußte nichts von der Rückkehr des Knaben, hielt sich für ganz sicher, und schlich heimlich in die Speisekammer. Als nun Moriz das leise Öffnen der Thüre vernahm, und in der Dunkelheit die Gestalt nicht erkannte, die herein schlich und sich über die Speiseu hermachte, so hegte er seinen Türk an, der denn auch mit einem unerwarteten Sprunge den Buchhalter bei der Brust faßte und ihn zu Boden warf. An dem Geschrei erkannte Moriz bald den Dieb, rief den Hund schnell zurück, und da der Buchhalter jetzt bald durch mancherlei Vorspiegelung sich nicht allein zu rechtfertigen suchte, sondern auch den Knaben mit Vorwürfen und Drohungen bestürmte, so versprach dieser endlich den Vorfall zu verschweigen, wogegen ihm der Buchhalter verzeihen wollte. Schäfer aber verzieh ihm nicht, er hatte Morizens Verderben jetzt fest beschlossen, und während er auf seine Weise den Samen der Unzufriedenheit mit Moriz in die Seele des Meisters zu streuen suchte, legte er

seinen Plan feiner an, um ihn bald ganz verstoßen zu sehen.

Seit einiger Zeit waren dem Juwelier nämlich oft Sachen von Werth entwendet worden, er wußte bestimmt, daß er sie noch am Tage zuvor in den wohlverschlossenen Glasschränken seines Gewölbes gesehen hatte, und doch fehlten sie jetzt, ohne daß die Spur eines gewaltsamen Einbruches zu entdecken gewesen wäre. Einige Monate später geschah wieder ein ähnlicher Diebstahl, und so gieng es fort und fort, ohne daß jemals etwas entdeckt worden wäre. Der Meister war höchst betroffen, sich in seinem eigenen Hause nicht mehr sicher zu wissen; doch hielt er die Sache, auf Anrathen des Buchhalters, als ein tiefes Geheimniß, um den Dieb sicher zu machen, und ihm so vielleicht eher auf die Spur zu kommen.

Reichhard hatte für eine reiche Gräfin einen kostbaren Verlobungsring gearbeitet, und seinem Moriz, der nun bereits die ersten Lehrjahre überstanden hatte, verheißen, den Ring am morgenden Tage der Braut zu überbringen, wofür er gewiß ein gutes Trinkgeld zu erwarten hätte. Allein am folgenden Morgen war auch dieser Ring verschwunden, und Reichhard, der im höchsten Zorn den Buchhalter rufen ließ, erklärte jetzt frei heraus, daß der Dieb im Hause seyn müsse, und daß er entschlossen sey, eine allgemeine Haussuchung anstellen zu lassen, von der selbst der Buchhalter nicht frei seyn dürfe. Ein Polizeioffiziant, ein Bekannter des Meisters, war bereits zugegen, und übernahm, während alle Hausbewohner gegenwärtig seyn mußten, die Untersuchung. Man fieng bei dem Buchhalter Schäfer an, aber es wurde nichts vorgefunden, eben so wenig bei den übrigen Hausgenossen, und so kam man denn endlich auch in das Kämmerchen, wo Moriz wohnte; auch hier wurde alles durchsucht, und von Kostbarkeiten nichts weiter gefunden, als ein kleines goldenes Kreuzchen, die Verlassenschaft der Großmutter, und eine Haarlocke, auf deren Umschlag der Name Mathildens geschrieben stand. Moriz, der jetzt schon ein Jüngling von 18 Jahren war, schlug die Augen nieder, als der Vater mit einem ernstesten Blick auf ihn die Locke zu sich steckte, und eben die Kammer wieder verlassen wollte; aber Herr Schäfer flüsterte dem Polizeioffizianten ins Ohr: „Mir will es vorkommen, als ob die Schubladen im Schreibpulte hier sehr kurz wären und nicht völlig durchgiengen, es könnte sonach ja wohl noch ein verborgener Raum vorhanden seyn, und da der junge Mensch sich dieß Schreibpult selbst beim Tischler bestellt hat, so—

Der Polizeioffiziant nickte ihm beifällig zu, besah das Pult genauer, ließ es von der Wand abrücken, und fand endlich nicht ohne Mühe auf der Rückseite ein Knöpfchen, bei dessen Druck ein verborgenes Fach aufsprang. Wer beschreibt das Erstaunen des Meisters, als er in diesem Fache alle die entwendeten Kostbarkeiten fand, die sorgfältig in von Morizens Hand beschriebene Papiere eingewickelt waren! „Ei! so hätten wir ja den Dieb,“ rief der Polizeioffiziant und faßte Moriz bei der Brust. „Undankbarer, du bist reif zum Zuchthause und sollst ihm nicht entgehen!“ — Moriz konnte nicht antworten, er stand wie versteinert da; der Meister aber übergab den Dieb einstweilen dem höhnisch lächelnden Buchhalter und gieng tief erschüttert mit dem Polizeioffizianten auf sein Zimmer, um hier das Weitere zu berathen. Nach einer Stunde ließ er Moriz zu sich rufen und erklärte ihm, daß er, um das Andenken an die Großmutter zu ehren, ihn zwar den Gerichten nicht übergeben wolle, sondern seinen Freund hier gebeten habe, die Sache mit Schweigen zu übergeben, daß er aber auf der Stelle nicht nur sein Haus, sondern auch die hiesige Gegend verlassen müsse, und ihm nie wieder vor die Augen kommen dürfe.

So wurde denn Moriz, trotz dem daß er seine Unschuld hoch behauptete, hinausgestoßen in die weite Welt. Er durfte Niemanden, am wenigsten Mathilden Lebewohl sagen, der Buchhalter schob ihn zur Hausthür hinaus, und befahl ihm sofort die Stadt zu meiden. Moriz eilte auch zum Thor hinaus, er lief dem Weinberge zu, wo er von der Großmutter erzogen worden war, um auf dem Wege in die Fremde wenigstens seine treuen Hunde als Begleiter mitzunehmen, und als sie ihm freudig entgegenstrangen, warf er sich zu ihnen in das Gras, weinte sich satt, und verließ mit ihnen die Gegend.

Meister Reichhard war durch die bittere Erfahrung, die er an Moriz gemacht, um so tiefer gebeugt, als hiermit zugleich seine schönsten Pläne gescheitert waren. Er hatte nur die einzige Tochter, und glaubte sich an diesem Knaben nun einen treuen, recht dankbaren Sohn zu erziehen, aber seine Liebe war an einen Unwürdigen verschwendet, seine Wohlthaten einem Undankbaren erwiesen worden. Ein großer Theil seiner Bekannten machte die bittersten Anmerkungen über das leichtsinnige Aufnehmen solcher Bettelkinder, und wollte es längst voraus prophezeit haben, daß Moriz ein Laugenichts werden würde, und der Buchhalter wußte immer mehr böse und gottlose Streiche von ihm zu erzählen, die er bisher aus übergroßer Güte verschwiegen haben

wollte. Nur Mathilde hielt ihn nicht für schuldig. Sie kannte seine Liebe und Treue zu ihrem Vater, sie hatte im Nebenzimmer gestanden, als der Vater Morizen verstoßen, und dieser mit lauter Stimme gerufen hatte: „Herr Reichhard! Meister! Vater! ich bin, so wahr Gott lebt, unschuldig!“ Es waren dieß die letzten Worte gewesen, die sie von ihm gehört hatte, und sie glaubte ihnen fest, und ergriff alles mit Freuden, was seine Unschuld beweisen konnte. Aber freilich stieß sie da nur selten auf Jemand, der Moriz in Schutz nahm, ja sie mußte ihr Vertrauen auf ihn verschweigen, um nicht Andern zum Gespött zu werden.

Als sie einstmals einsam nach dem Weinberge gieng, um dort sich ihrer stillen Trauer zu überlassen, redete sie ein Tischlermeister aus der Stadt an und sagte: „Es ist doch Schade, Mamsellchen, daß der Herr Vater den armen Moriz so knall und fall fortgejagt hat; ich habe da gehört, daß die ganze Angelegenheit von einem verborgenen Fache in seinem Schreibepult hergekommen seyn soll, und ich will doch fast wetten, daß der arme Mensch das Fach gar nicht gekannt hat, denn der Buchhalter Schäfer hatte den Schreibschrank bei mir bestellt, und ich hatte auf seine Anordnung das Fach so anbringen müssen, daß es außer uns beiden Niemand wußte. Wenn in dem Fache nun etwas Bedenkliches gelegen haben sollte, so mag das vielleicht seine eigene Bewandtniß haben.“

Auf dem Weinberge selbst erzählte ihr der Winzer, wie Moriz Abschied genommen, und wie er endlich mit seinen treuen Hunden fortgegangen wäre. Der Winzer hatte gehört, wie er zu den Hunden gefagt hatte: „Ihr seyd die Einzigen noch, die mich lieb haben, ihr kennt mich wohl von Jugend auf; die Menschen verstoßen mich, vielleicht bringt ihr einst meine Unschuld an das Tageslicht.“

Dergleichen Aeußerungen waren auf der einen Seite Trost für Mathildens Herz, denn sie überzeugten sie immer mehr von Morizens Unschuld; aber auf der andern Seite fühlte sie sich auch desto mehr um ihn selbst bekümmert, da eigentlich Niemand wußte, wo er hingewandert, wo er geblieben war. Auch der Vater wurde immer ernster und verschlossener; denn wenn Mathilde eine günstige Stunde benutzte, ihm das mitzutheilen, was sie über Moriz erfahren hatte, und ihren Glauben an seine Unschuld dadurch zu bestätigen, so machte dieß den Vater nur noch finsterner, denn die That war einmal geschehen; wer sollte auch der Schuldige anders seyn? Denn eine so teuflisch-ruchlose Unterschiebung, wie hier



zur Entschuldigung Morizens angenommen werden müßte, war einem so redlichen Manne wie Reichhard kaum denkbar; und wenn auch in seiner Seele der Gedanke entstand, daß er vielleicht dem Jüngling Unrecht gethan habe, so ward dieß Gefühl ein neuer Grund von Kummer und Sorgen, zumal er nirgends ein Mittel sah, das Vorgefallene ganz aufzuklären. Er hatte unter der Hand wohl Nachrichten von Morizen einzuziehen gesucht, denn er konnte ihn ja nimmermehr vergessen, aber Niemand vermochte etwas Bestimmtes zu erzählen; ein Reisender nur hatte berichtet, daß ihm, als er vor kurzem durch das Grenzgebirge im Nachbarlande gereiset sey, ein Jägerbursche mit zwei Hunden begegnet wäre und den Wagen angehalten hätte. Der Kaufmann hatte ihn für einen Räuber gehalten; der Jäger aber hatte nichts weiter verlangt als Nachricht von dem Städtchen, wo Reichhard lebte, und als er diese erhalten, dem Kaufmann gerathen, einen andern Weg einzuschlagen, weil dieser durch eine hier herumschweifende Räuberbande unsicher geworden sey. Die Beschreibung des Jägers und besonders der Hunde paßten ganz auf Moriz, und der Buchhalter unterließ nicht, aus dieser Nachricht den bestimmten Beweis zu ziehen, daß der ungerathene Bursche, aus einem Hausdiebe nun ein Straßenräuber geworden sey.

Es waren zwei Jahre vergangen, der Juwelier war immer ernster und in sich gefehrter, hatte sein Geschäft beinahe ganz dem Buchhalter überlassen, und war öfter auf dem Weinberge als in der Stadt anzutreffen. Vor dem öftern Umzuge mit Schäfern fühlte er eine gewisse Scheu, weil er in den Mienen desselben immerfort einen Zug von jener Schadensfreude wieder entdeckte, die er im Augenblick gezeigt hatte, wo Moriz verstoßen worden war. Er hatte früher gehofft, einen jungen in seiner Kunst erfahrenen Mann zu finden, dem er die Hand seiner Tochter geben und mit ihm sein einträgliches Gewerbe fortsetzen könne, es fehlte auch nicht an Bewerbern, aber Mathilde hatte für keinen ein Herz, sie verharrte darauf unverheirathet zu bleiben, und der Vater faßte endlich den Entschluß, sein Gewerbe ganz aufzugeben, damit er dann zugleich den lästigen Buchhalter los werden und sich ganz auf seinen Weinberg zurückziehen könne. Mathilde hatte diesen Entschluß mit veranlaßt, aber Herr Schäfer erschrock nicht wenig, als ihm der Juwelier seinen Plan mittheilte und ihm zugleich den Dienst aufkündigte; er faßte sich jedoch bald und

redete seinem Meister zu, er solle zuerst sein bedeutendes Waarenlager an Kostbarkeiten verkaufen, wozu die nahe bevorstehende Messe in der Residenzstadt des Nachbarlandes die beste Gelegenheit bieten würde, wobei er ihm auch verhilflich seyn wolle.

Der Juwelier nahm dieß Anerbieten mit Dank und als einen Beweis alter Anhänglichkeit an, fand den Vorschlag vortheilhaft, und versprach eine gute Belohnung für diesen letzten Dienst. Die Kostbarkeiten wurden alle sorgfältig eingepackt, die Juwelen in die verborgenen Kästchen des Reisewagens gelegt, Reichhard nahm von der besorgten Tochter Abschied, versprach ihr ein reiches Messigeschenk und reiste in Begleitung des Buchhalters ab, der sich mit einem alten Säbel und zwei Pistolen bewaffnet hatte, um, wie er sagte, sich gegen die Räuberbande zu sichern, die in der Gebirgsgegend, die sie passiren mußten, hausten, und deren Anführer immer zwei böse Hunde bei sich führen solle, weshalb kein Zweifel, daß Moriz selbst dieser Anführer seyn müsse. Man übernachtete nach der ersten Tagesreise in einem kleinen Grenzstädtchen; der Juwelier war ermüdet und legte sich zeitig schlafen, der Buchhalter aber schien Bekannte gefunden zu haben, man sah ihn wenigstens mit einigen sehr verdächtig aussehenden Männern in einer Ecke der Gaststube sitzen, und dort bei einer Flasche Wein sich bis spät in die Nacht angelegentlich mit ihnen unterhalten. „Wer mögen denn diese verwegenen Kerls seyn, Frau Wirthin, unter welche unser Buchhalter gerathen ist?“ fragte der Kutscher des Juweliers, der der Wirthin in die Küche nachgegangen war.

„Ich kenne sie nicht,“ antwortete die Wirthin, „sie haben sich schon seit fast zwei Tagen hier aufgehalten, als ob sie Jemand erwarteten.“

Den andern Morgen, im Begriffe anzufahren, machte der Kutscher dem Buchhalter die nämliche Frage, so sehr war ihm seine Kameradschaft mit Leuten solches Gelichters aufgefallen.

„Das sind Leute,“ erwiederte Schäfer, „die auch auf die Messe gehen; es war mir daher lieb mit ihnen Bekanntschaft zu machen, und ich habe sie bewegen unsern Wagen zu folgen, damit, im Falle eines Räuberangriffs, wir uns vereint wehren können. Drum wollte ich Euch gerade sagen, Ihr sollet nicht schnell fahren, damit sie uns nachkommen können, es geht ja ohnehin bergauf.“

Unsere Reisenden fuhren zeitig ab, damit sie noch bei guter Tageszeit die schweren Gebirgs-

wege passiren möchten. Die neuen Kameraden des Buchhalters waren schon vorausgegangen. Der Buchhalter schien sehr ängstlich und äußerte große Besorgniß wegen Morizens Räuberbande; es zeigte sich aber nichts Bedenkliches, und so kamen sie immer tiefer in das Gebirg hinein und fuhren endlich einen schmalen Weg an einem Felsabhang hin, in dessen Tiefe ein Gebirgsstrom brauste. Da erscholl es plötzlich „Halt!“ Aus ihrem Verstecke sprangen mehrere bewaffnete Männer hervor und fielen den Wagen an. Der Buchhalter schrie um Hülfe, sprang aus dem Wagen heraus, versuchte die Pistolen abzufeuern, die aber freilich nicht losgingen, weil sie nicht geladen waren. Die Räuber kümmerten sich wenig um ihn, sie rissen vielmehr den Kutscher vom Boocke, der in ihnen die gestrigen Trinkgefellen Schäfers erkannte, und mit seiner Peitsche tüchtig dreinschlug; und während der Buchhalter, nicht länger sich verstellte, und selbst mit Hand anlegte, um die Kostbarkeiten den Räubern auszuliefern, schleppte ein anderer der Räuber den Juwelier aus dem Wagen nach dem Abgrunde hin, um ihn hier in den reißenden Strom hinabzuführen. Reichard hat und flehte vergebens, er sah seinen gewissen Tod vor Augen, und neben sich das schadenfrohe Gesicht Schäfers, der selbst seine Spießgefellen zur Eile antrieb. Aber in der höchsten Noth und schon nahe am Sturze in den Abgrund, knallte plötzlich ein Schuß oben vom Gebirge herab, die Kugel pfiff, statt des Meisters stürzte der Räuber in den Abgrund, und aus den Felschluchten sprangen zwei starke Hunde herbei, die den Buchhalter zu Boden rissen. Ein rüstiger Jäger folgte ihnen, Reichard und der Kutscher ermanneten sich auch wieder, und die Räuber wurden theils erlegt, theils übermannt. (Sieh vorstehende Vorstellung.)

Und der Retter in der Noth, der frohe kräftige Jäger war Moriz, und während der Buchhalter unter den Zähnen der Hunde jämmerlich um Erbarmen schrie, stürzte der Jüngling mit dem Ausrufe, „mein Vater! o mein armer Vater!“ an Reichards Brust. Der Buchhalter und die übermannten Räuber wurden gebunden in den Wagen gesperrt und unter Morizens Begleitung der Rückweg angetreten, um die Verbrecher dem Gerichte zu übergeben. Der Juwelier gab die Reise in die Residenzstadt auf, er blieb in dem Grenzstädtchen bis der Proceß über die Verbrecher eingeleitet war, während indeß Moriz, der als Jäger bei einem Förster im Gebirge in Diensten stand, dort seinen Abschied nahm. Da Morizens Unschuld, die nun beim Juwelier nicht im geringsten mehr im Zweifel stand, aus den Ge-

ständnissen Schäfers bald klar genug erwiesen wurde, so wendete ihm der Meister mit doppelter Zärtlichkeit seine ganze Vaterliebe zu, gab ihm sogar endlich Mathilden zur Frau, die bei diesem Bräutigam gegen eine Heirath nichts mehr einzuwenden hatte, und verlebte noch glückliche Jahre im Kreise seiner Kinder und Enkel.

Naturgeschichte.

Fliegende Fische.

Daß es auch Fische gibt, welche sich aus dem Wasser erheben und fliegen können, ist eine von allen Seefahrern und Naturforschern bestätigte Thatsache. Dieß geschieht mittelst langer Brustflossen, womit sie die Natur begabt hat, deren sie sich wie Flügel bedienen können. Sonst haben sie ganz den Charakter anderer Fische.

Der bekannteste unter den fliegenden Fischen ist der unter N^o 1 abgebildete fliegende Häring. Wer das Mittelmeer befährt, oder in dem südlichen Theile des Oceans eine Reise macht, der sieht von Zeit zu Zeit ganze Schaaren von diesen sonderbaren Geschöpfen über den Meeresspiegel sich erheben, und nachdem sie eine Strecke von 100 bis 200 Schritten geflogen sind, wieder in denselben zurückfallen. Sie haben an Gestalt und Farbe große Aehnlichkeit mit dem gemeinen Häring, nur sind sie etwas größer, einen halben Meter lang; die Brustflossen sind fast so lang als der Leib, und auch die Hinterflossen sind ungewöhnlich groß.

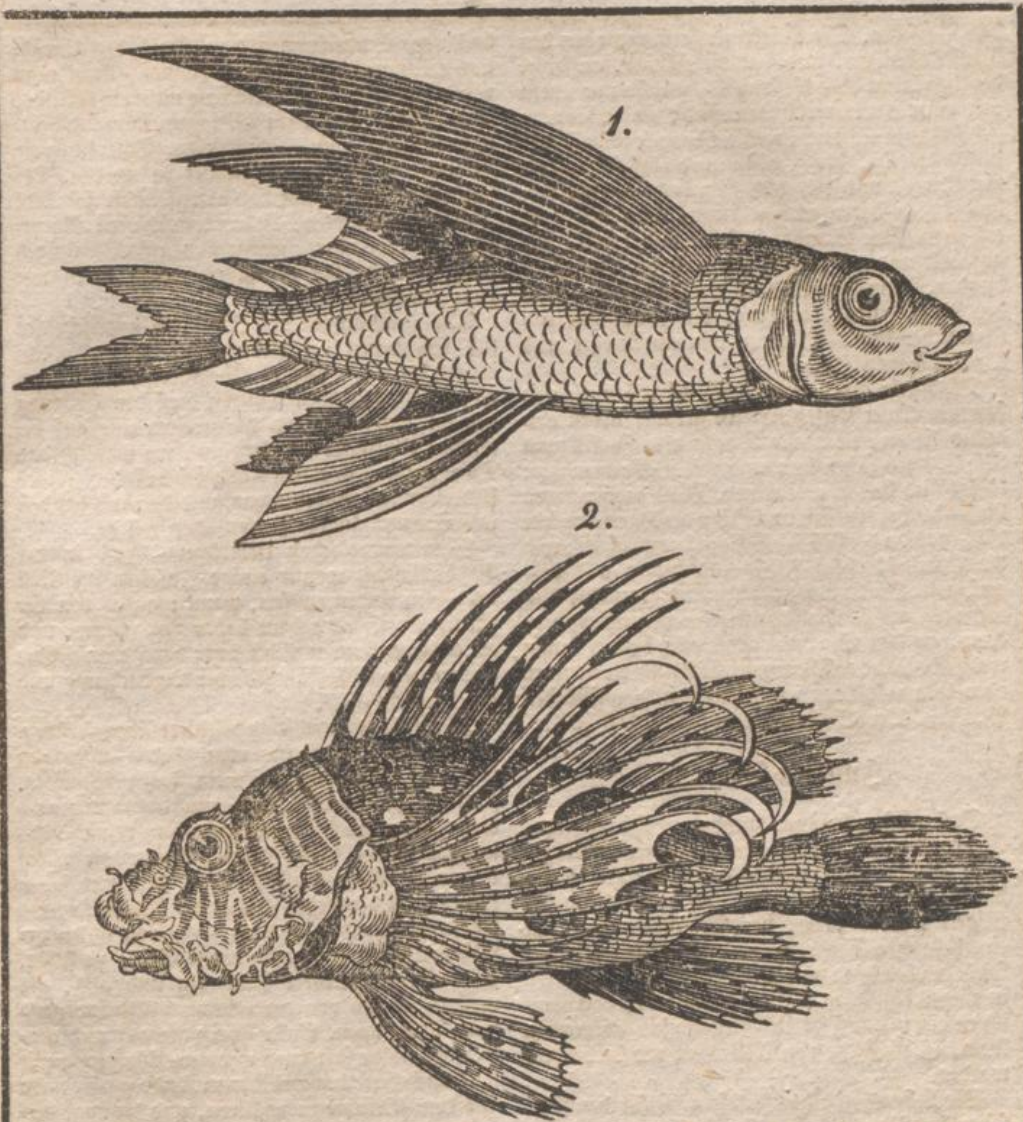
Der fliegende Häring, den die Franzosen Seeschwalbe nennen, findet sich in den wärmern Meeren in Schaaren zusammen; sein Flug ist eigentlich ein Vogensprung. Man hat behauptet diese Fische erhoben sich nur dann in die Luft, wann sie von Raubfischen verfolgt werden. Daß sie sich auf diese Art zu retten suchen, ist gewiß, aber eben so, daß ihnen das Fliegen ein angenehmes Spiel ist, welches sie gewöhnlich bei ruhiger See treiben. Sie erheben sich oft in großer Menge nach allen Richtungen die Luft durchstreichend, zuweilen so hoch, daß einzelne auf das Verdeck der Schiffe fallen. Ein Seefahrer erzählt, daß an Afrika's Küsten ein ganzes Duzend auf das Schiff gefallen sey, welches 18 Schuh über dem Wasser gieng. Wenn aber auch diese Fische durch ihren Flug sich vor ihren Feinden im Wasser, nemlich den Driaden, Thunfischen, Delphinen, Hayen und andern Raubfischen retten wollen, werden sie oft in der Luft den Trosvögeln, den Pelikanen, den Fregatvögeln,

erwiesen
doppelter
gab ihm
diesem
mehr ein-
glückliche
kel.

aus dem
eine von
bestätigte
r Brust-
nt, deren
st haben

Fischen
Haring.
dem süd-
acht, der
on diesen
eespiegel
recke von
wieder
Gestalt
gemeinen
n halben
so lang
ssen sind

sen See-
wärmern
ug ist ei-
behauptet
die Luft,
en. Daß
t gewiß,
in ange-
nlich bei
in großer
urchstrei-
auf das
erzählt,
zend auf
hub über
ese Fische
nden im
nischen,
schen re-
den Tro-
atvögeln,



und auf den Verdecken der Schiffe, den Matrosen zur Beute. Die Fische aus dem Geschlecht der Haringe sind halt hauptsächlich geschaffen um verspeiset zu werden, und die fliegenden Haringe sollen noch delikater seyn als die gemeinen, die wir in unsern Gegenden nur eingesalzen zu verzehren bekommen.

Lange Zeit hat man geglaubt, daß sie niederfielen, wenn die Flossen trocken werden; allein dieß ist nicht gegründet; die Flossen seyen trocken oder naß, so kann der Haring damit fliegen so

lang es seine Kräfte erlauben die Luft damit zu schlagen; aber diese Flugkraft ist bald erschöpft; hält man einen derselben lebendig in der Hand; so schlägt er mit den Flossen als wenn er davon fliegen wollte.

In Ostindien, und zwar in den Flüssen auf der Insel Amboina gibt es einen sehr schönen fliegenden Fisch, welcher durch seinen wunderbaren Bau eine eigene Gattung bildet. Es ist der auf unserer Abbildung dargestellte fliegende Scorpion, N^o 2. Der Körper gleicht in der Form

den Barschen. Die Rückenflosse fängt ober den Brustflossen an, und hat 13 spitzige, ausserordentlich lange Stachelstrahlen, welche nur unten mit einer Haut verbunden sind; sie verlängern sich bis zum sechsten, welcher doppelt so hoch als der Körper ist, der zwölfte wird plötzlich wieder viel kürzer, und der noch kürzere dreizehnte verbindet sich seiner ganzen Länge nach mit dem ersten weichen Strahl. Solcher sind zwölf, alle gegabelt und an ihrer Spitze mit der Haut verbunden. Man bemerke auch den sonderbaren Bau der Brustflossen, die durch die Zeichnung anschaulicher sind, als wenn wir ein Langes und Breites davon sagten.

Die Farbe am ganzen Fisch ist rosenroth mit braunen Quersreifen, welche gepaart neben einander liegen, über alle Theile des Kopfes und Rückens hin sich folgen und wie Reife aussehen; einige sind breiter als andere. Diese rothbraunen Linien verbreiten sich auch über die Haut, welche die Strahlen der Rückenflosse zusammenhält, und die Stachelstrahlen selbst sind braun und gelb geringelt. Die Schwanzflossen sind grau oder lilla mit wolkigen schwärzlichen Flecken an der Zwischenhaut, an den Strahlen selbst aber bemerkt man weißliche Ringe. Die Bauchflossen sind rosenroth oder lilla mit braunen Flecken und weißlichen Punkten. Der Seescorpion mißt 6 bis 8 Zoll.

Insekten-Verstand.

Daß größere Thiere, Hunde nemlich, Pferde, Elephanten und andere mehr, mit einer Fassungskraft begabt sind, welche durch die Erziehung die ihnen der Mensch gibt, auf einen Grad gesteigert werden kann, der Staunen erregt, ist eine bekannte Sache, wovon man schon oft Beispiele gesehen hat: daß aber auch winzige Insekten in ungewöhnlichen Fällen so handeln, daß man ihnen ein vorläufiges Ueberlegen nicht absprechen kann, ist vielleicht von Manchem nie beobachtet worden.

Die Lebensweise der Insekten ist für den Forscher der Naturgeheimnisse ein Gegenstand der interessantesten Beobachtungen. Welche Bewunderung verdient nicht die Konstitution einer Immenrepublik in ihrem Korbe! Aber neben diesen Akten des dem Thiere angeborenen Instinkts, die von der Weisheit der göttlichen Vorsicht Zeugniß ablegen, befinden sich zwar seltenere und weniger auffallende Akte der Ueberlegungskraft, die uns von der besondern Weisheit des Thiers überzeugen müssen, und die uns noch mehr ansprechen als die ersten; denn während die Weisheit des Schöpfers allenthalben in so hellem Lichte sich äußert,

daß neue Entdeckungen dem Kreise des Unendlichen kaum etwas zusetzen können, kann man von der Weisheit der Geschöpfe nicht ein Gleiches sagen. Alles was dazu beitragen kann, die besondere Ueberlegungsfähigkeit der Thiere hervorzuheben, verdient aufgezeichnet zu werden. Der hinkende Bote glaubt daher, daß man folgende Insekten-Anecdoten, die von ernsthaften Naturforschern beobachtet worden sind, mit Vergnügen lesen wird; er hat der Kürze wegen deren nur zwei gewählt.

Die Handlungen des Instinkts unterscheiden sich von denen der Ueberlegung dadurch, daß erstere der gewöhnlichen Lebensweise des Thiers angehören und allen Thieren derselben Gattung gemein sind, während die zweiten nur auf besondere Umstände sich beziehen, wo nemlich das Thier zufällig in einem Falle sich befindet, wo es Ueberlegung vonnöthen hat, und darnach handelt wie eine verständige Person thun würde.

Man findet schon Ueberlegungskraft in der Geschicklichkeit womit einige Insekten ihr Nest wieder zu finden wissen, wenn man es von der Stelle wo sie es gebaut haben, wegnimmt und an einen entfernten Platz setzt; denn dazu gehört schon eine gewisse Fähigkeit der Beobachtung und des Gedächtnisses.

„Ich habe, so erzählt ein gelehrter Naturforscher, ich habe Hummelnester vom Boden aufgelesen und weit davon weg auf mein Fenstergesims im zweiten Stockwerk gesetzt, um die Lebensweise dieser Thierchen besser beobachten zu können. Als ich das kleine Nest küfferte, kamen die Alten hervor, streckten ihre Fühlhörner aus und sahen sich um mit deutlichen Zeichen der Verwunderung die sie empfanden, sich an einer von ihrem gewohnten Orte so verschiedenen Stelle zu sehen. Sie giengen mehrere Male ein und aus, als wollten sie sich von der erlittenen Veränderung recht überzeugen. Bald flogen sie auf und umkreisten einige Zeit lang ihre neue Wohnung mit stets nach der selben gerichteterm Kopfe um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren, und die Lage derselben in Beziehung auf ihre Umgebungen sich einzuprägen. Sie entfernten sich anfangs nur um einige Zoll, oft von allen Seiten her hin und her fliegend; dann sich nach und nach mehr entfernend beobachteten sie die Umgebungen in einem weitem Kreise um sich wieder darein finden zu können; endlich flogen sie fort um Blumenstaub und Honig zu lesen, und nach einer Abwesenheit von beiläufig einer halben Stunde fehlten sie selten ihren eingesammelten Proviant zurückzubringen.

In dem Eingang zur Entomologie (Insekten-

lehre) der englischen Naturforscher Kirby und Spence lesen wir Folgendes.

Ein Käfer war damit beschäftigt Mistkügelchen zu bilden, worin diese Käfergattung instinktgemäß ihre Eier hinterlegt, die sie hernach in die Erde vergräbt. Nachdem ein solches Kügelchen geformt war, zog es der Käfer mehrmals auf die Spitze eines kleinen Erdhügels und ließ es in die Tiefe rollen, damit es fester würde. Bis daher sind dieß bloße Handlungen des angeborenen Naturtriebs, denn alle Käfer derselben Gattung thun ein Gleiches. Da kommt aber auf einmal ein Unfall dazwischen, wo der gewöhnliche Instinkt nicht mehr zureicht: das Kügelchen rollt weiter und fällt in ein tiefes Loch. Der arme Käfer strengt alle Kräfte an, dasselbe herauszuziehen; als er aber sieht, daß er sich vergeblich abmüht, läßt er's liegen, denkt ihr, und macht sich ein anderes. Fehlgerathen, denn der Käfer, der schon seine Eier darin gelegt hat, ist sorgfältiger für seine Brut als so viele schlechten Mütter in unsern Tagen, welche ihr Kind aussetzen oder gar erwürgen. Der Käfer eilt zu einem nahen Dünger, holt sich da drei Gevatterinnen, die ihm das Kügelchen herausziehen helfen sollen. Ihrer vereinten Anstrengung gelingt es dasselbe wieder zu Tage zu bringen. Sobald dieß vollbracht, ist ihre Hülfe weiter nicht mehr nöthig, und die drei hülfreichen Käfer-Fraubasen kehren zu ihrem Dünger zurück, wo sie eben auch an solchen Kügelchen arbeiteten als sie abgeholt wurden, und der erste Käfer thart das Kügelchen ein, das ihm so große Noth verursacht hatte.

Wie viele eben so merkwürdige Thatsachen im Thierreiche kommen täglich auf den Feldern unbemerkt vor, wenn nicht von ungefähr ein aufmerksamer Beobachter dazu kommt! Man hat es schon oft gesagt, die Schöpfung Gottes ist so bewunderungswürdig in den kleinsten Geschöpfen als in den prächtigsten Werken seiner Allmacht. Und was der Schöpfer würdig geachtet hat aus seinen Händen hervorzugehen, kann nur dann unsern Augen verächtlich scheinen, wann wir nicht gehörig darauf Acht geben.

Die Erscheinung.

Der Glauben an Gespenster und Erscheinungen ist zwar in unsern aufgeklärten Zeiten nicht mehr so ausgebreitet wie ehedessen, doch gibt es noch viele Menschen, die sich denselben durchaus nicht ausreden lassen, und noch weit mehrere, die, obwohl ihre Vernunft diesen Aberglauben verwirft, aus einer von ihrer Kindheit her anklebenden

Schüchternheit, in Schrecken gerathen, wenn bei nächtlicher Stille und Einsamkeit ein plötzliches Geräusch oder Knistern entsteht, das sich doch jedesmal bei ruhigem Nachdenken leicht erklären ließe.

Diese Gespensterfurcht haben von jeher listige Gauner trefflich zu benutzen gewußt; der Hinlende Vöte hat Euch während seiner langen Laufbahn schon manches davon erzählt. Hier wieder ein solches Stückchen, das ihm ein guter Freund, ein Augenzeuge dieser Geschichte, mitgetheilt hat. Wir wollen denselben selber sprechen lassen.

„An einem Herbstabend vor etwa vierzig Jahren, denn ich war damals kaum zwanzig alt, kam ich von Toulouse zurück. Ich hatte schon eine tüchtige Tagreise gemacht, war über Auterive hinaus, wo zu übernachten mich einige Freunde vergebens hatten bereden wollen, denn ich wollte durchaus noch drei Stunden weiter, nach Saverdun. Da überfiel mich plötzlich ein heftiges Gewitter, wie sie oft unversehens von den Bergen herab steigen. Ich war im Begriff bei einem nahen Kloster die Gastfreiheit anzusprechen, als mein vom Blitz und Donner scheu gewordenes Pferd mit mir durchgieng, und im Galopp einen Seitenweg einschlug, der, wie ich bald erkannte, nach Sainte-Gabelle führt; da ich sah, daß ich es nicht mehr lenken konnte, ließ ich es laufen; bald befand ich mich zu Sainte-Gabelle, wo es von selbst stehen blieb. Ich sah daß es vor der Thür eines Wirthshauses hielt, stieg ab und gieng hinein. Ich traf dort eine zahlreiche Gesellschaft an, meistens aus spanischen Krämern und jungen Jagdliebhabern bestehend, welche eben so wie ich vom Gewitter überrascht worden waren. Nachdem ich mich am Kaminfeuer getrocknet, wo man deshalb eine Welle Nebholz angezündet hatte, meldete man uns, das Nachtessen sey aufgetragen, und wir begaben uns alle zur Tafel. Der Hauptgegenstand unsers Gesprächs war das arge Wetter, das uns so unerwartet überfallen hatte: dieser war vom Pferde abgeworfen worden, jener hatte sich eine Stunde lang abgemühet, sich und sein versunkenes Fuhrwerk aus dem Kerbe zu ziehen; einer rief aus: es ist ein Wetter vom Teufel, als hätten sich alle Heren dazu verschworen. Dieser bedeutungslose Ausdruck, wie man oft dergleichen hört, gab Anlaß zu einer sonderbaren Bemerkung, die mit einem auffallenden Tone ausgestoßen wurde. — „Die Heren und die Gespenster ziehen zu ihren Tänzen eine schöne Mondshelle solch stürmischen Nächten vor.“ — Alle wendeten wir unsere Blicke auf denjenigen, der dieß gesagt hatte; es war einer von den spanischen Krämern die durch ihre

Tracht, ihr braunes Gesicht mit dem schwarzen Haar und den breiten goldenen Ohrringen kennbar genug sind. Sie sehen überhaupt elend und stolz aus; dieser hatte noch ein wilderes Aussehen als gewöhnlich. Keiner der Gäste antwortete auf diese mit tiefer und ernster Stimme gemachte Aeußerung, aber mein Nachbar, ein Jüngling mit freimüthigem, offenen Gesicht, brach darüber in lautes Lachen aus, indem er sagte: „Dieser Herr hat, wie es scheint, einen vertrauten Umgang mit den Gespenstern, weil er bestimmt weiß, daß sie die Masse und den Roth nicht lieben.“ Er hatte es kaum gesagt, als der Spanier ihm einen zernichtenden Blick zuwarf, mit den Worten: „Junger Mensch, sprechen Sie nicht so leichtsinnig von Dingen die Sie nicht kennen.“

— Was! wollen Sie mir weiß machen es gebe Gespenster? erwiderte mein Nachbar verächtlich.

— Vielleicht, antwortete der Spanier, wenn Sie Muth genug haben sie anzublicken.

Der Jüngling, roth vor Zorn, sprang auf, faßte sich aber eben so schnell wieder, und sich wieder niedersetzend sagte er: „Diesen Ausdruck würden Sie mir theuer bezahlt haben, wäre er nicht der eines Narren.“

— Eines Narren! rief jetzt der Spanier aus, gleichfalls aufspringend. Wohlan, fuhr er fort, mit der Faust auf den Tisch schlagend, auf den er eine schwere leberne Börse warf, hier sind dreißig Quadruple¹, die ich daran setze, und für verloren erkläre, wenn ich Euch, der Ihr so prahlet, nicht in Zeit einer Stunde einen eurer Freunde nach eurer Wahl zu sehen gebe, wäre er auch schon zehn Jahre todt, und wenn Ihr, nachdem Ihr ihn erkannt haben werdet, einen Kuß auf euern Mund von ihm ausbalten könnet.

Der Spanier hatte bei diesen Worten ein so furchtbares Aussehen, daß wir alle schauderten. Mein Nachbar allein behielt seine lachende und höhniſche Miene; er antwortete die Achseln zuckend: „Das würden Sie thun, Sie?“

— Ja, erwiderte der Spanier, und diese dreißig Quadruple verliere ich, wenn ich es nicht thue; mit der Bedingung jedoch, daß Sie eine gleiche Summe dagegen setzen, die ich gewinne, wenn ich Wort halte und Sie unterliegen.

Der junge Mensch schwieg einen Augenblick, dann sagte er lustig: „dreißig Quadruple, mein werthester Herr Herrenmeister, das ist mehr als ein Student von Toulouse je im Besitz gehabt

hat; wenn Sie aber die Wette für diese fünf Quadruple da eingehen wollen, so bin ich Ihr Mann.

Der Spanier steckte seine Börse wieder ein und sprach mit verächtlicher Miene: „Ha! Sie ziehen sich schon zurück, mein junger Herr!“

— Ich mich zurückziehen; rief der Jüngling aus. Hätte ich dreißig Quadruple, so würden Sie sehen, ob ich mich zurückziehe!

— Hier sind vier, rief ich aus, die ich für Ihre Wette zulege.

Kaum hatte ich dieses Anerbieten gethan, als noch vier oder fünf Andere aus der Gesellschaft, wie ich von der sonderbaren Wette angezogen, daran Theil zu nehmen sich anboten, und in weniger als einer Minute war die Summe des Spaniers gedeckt. Dieser Mann schien seiner Sache so gewiß, daß er den ganzen Betrag der Wette dem jungen Studenten anvertraute, und wir schickten uns an zum Versuche zu schreiten.

Wir wählten dazu ein im Garten einsam stehendes Gartenhäuschen, damit ja kein Betrug statt haben könne. Wir durchsuchten es genau, überzeugten uns, daß es keinen andern Ausgang habe als ein mit Läden verschlossenes Fenster und eine Thür, die gleichfalls zugeschlossen wurde und vor der wir alle stehen blieben, nachdem wir den Studenten allein im Innern gelassen hatten. Wir hatten Schreibmaterialien auf den Tisch gelegt und die Lichter mitgenommen. Wir waren alle auf den Ausgang sehr gespannt, und hielten ein tiefes Stillschweigen, als der Spanier, der bei uns geblieben war, mit sanfter und trauriger Stimme ein Lied zu singen anfieng, das in der Uebersetzung ungefähr lautet wie folgt:

Dumpf tönend ist der morsche Sarg zersprungen
In der Erde feuchtem Schoos;
Ein blaß Gespenst, das sich herausgeschwungen,
Setzt den Fuß auf's grüne Moos.

Nach dieser ersten Strophe erhob er feierlich seine Stimme und sprach:

— Sie haben verlangt Ihren Freund Djalat zu sehen, der vor drei Jahren ertrank, als er mit der Fähre sich über den Pensaquelac übersetzen lassen wollte. Was sehen Sie?

— Ich sehe, antwortete der junge Student, einen weißen Schein, der sich auf der Seite des Fensters erhebt, er hat aber keine Gestalt, und ist nur ein unförmlicher Dunst.

Wir waren erstaunt.

— Haben Sie Angst? fragte mit starker Stimme der Spanier.

— Ich habe keine Angst, antwortete der Student mit nicht weniger fester Stimme.

¹ Die spanische Quadruple, eine Goldmünze, gilt beiläufig (80 Fr.)

Wir athmeten kaum. Der Spanier schwieg eine kleine Weile, dann stampfte er dreimal mit den Füßen auf den Boden, und fieng wieder zu singen an, aber mit stärkerer, finsterner Stimme:

Der Tod, den er in tiefer Fluth gefunden,
Hat sein Antlitz graß verstellt;
Das Leichentuch, das man um ihn gewunden,
Von Geripp in Fegen fällt.

Nach geendigter Strophe, wendete sich der Spanier wieder gegen die Thür, und indem er seiner Stimme einen feierlichern Ausdruck gab, rief er:

— Sie, der sie die Geheimnisse des Grabes haben durchforschen wollen, was sehen Sie?

Wir horchten bang auf: der Student antwortete mit ruhiger Stimme, aber in Absätzen wie Jemand, der etwas erzählt was nach und nach vor seinen Augen vorgeht:

— Ich sehe wie sich dieser Dunst verlängert, er nimmt die Gestalt eines Gespensts an, sein Haupt ist mit einem Schleier verhüllt, es bleibt auf der Stelle wo es entstanden ist.

— Haben Sie Angst? fragte der Spanier mit höhnischer Stimme.

Die stolze Stimme des tapfern Studenten erwiederte: „Ich habe keine Angst.“

Wir getrauten kaum uns anzusehen, so sehr waren wir betroffen und aufmerksam auf die seltsamen Bewegungen des Spaniers, der nun seine Arme über den Kopf ausstreckte, indem er dreimal einen entsetzlichen Namen aussprach, worauf er das dritte Gesetz seines höllischen Liedes sang mit einer durchdringenden seltsamen Stimme:

Und das Gespenst, dem Tag zurückgegeben,
Spricht: du sollst mich wiedersehn
Freund, wie du mich einst hast gekannt im Leben,
Will ich nun bald vor dir sehn.

Kaum hatte der Spanier sein Gesetz gesungen, so wiederholte er seine furchtbare Frage: Was sehen Sie?

— Das Gespenst schreitet vor, antwortete der Student....; es hebt den Schleier auf....; es ist Franz Bialat; er naht sich dem Tische....; er schreibt....; er hat geschrieben, es ist seine Unterschrift.

— Haben Sie Angst? schrie der Spanier mit Wuth.

Ein Augenblick lautlosen Stillschweigens trat ein, dann antwortete der Student mit starker, jedoch unsicherer Stimme:

— Nein ich habe keine Angst.

Sogleich sang der Spanier, wie von Wahnwitz ergriffen, mit einem seltsamen Geheul, diese letzte Strophe:

Nun spricht der Geist: hör auf mit losem Scherzen,
Zweifel, steh und steh mich an;
Leg Hand in Hand, dein Herz auf meinem Herzen
Zeige dir, es sey kein Wahn!

— Was sehen Sie? fuhr der Spanier mit donnernder Stimme fort.

— Er kommt...., er nähert sich...., er verfolgt mich...., er streckt die Arme aus...., er greift nach mir....! Zu Hülfe! zu Hülfe!

— Haben Sie Angst? schrie schadenfroh der Spanier.

Ein gellender Schrei, worauf eine erstickte Weheklage folgte, war die einzige Antwort.

— Eilen Sie diesem Unbefonnenen zu Hülfe, sagte uns der Spanier mit Bitterkeit. Ich habe, denke ich, meine Wette gewonnen. Mir genügt aber, ihm diese Lehre gegeben zu haben. Er behalte das Geld, sey aber in Zukunft klüger.

Mit diesen Worten entfernte er sich schnell. Wir waren wie zernichtet: wir öffneten die Thür und fanden den Studenten in entsetzlichen Zustungen liegen. Das mit dem Namen Franz Bialat unterzeichnete Papier lag auf dem Tische; sonst war von der Erscheinung keine Spur da. Kaum war der junge Mensch wieder zu Besinnung gekommen, als er fragte wo der schändliche Herrenmeister sey, der seine teuflische Kunst an ihm ausgeübt hatte; er wollte ihm das Leben nehmen...., er suchte ihn im ganzen Wirthshause, und als man ihm sagte daß er ausgegangen sey, lief er ihm nach wie ein Rasender, und wir haben ihn nicht wieder gesehen.

— Also gibt es doch Gespenster und Erscheinungen, Hinkender Bote? Seine Geschichte beweiset ja dafür, und nicht dagegen.

— Sie beweiset weiter nichts, als daß die Augenzeugen geprellt worden waren; der Spanier und der vorgebliche Student kamen nicht mehr zum Vorschein, eben so wenig die schönen Goldmünzen, die letzterer eingesteckt hatte; die Gauner waren mit einander einverstanden. Hintennach erfuhr mein Erzähler, daß sie das nemliche Stückchen an einem andern Orte schon gespielt hatten.

Heldenthat der Vertheidiger von Mazagan.

Man kannte schon lang in Afrika die heimlichen Räncke Abd-el-Kaders, dieses fanatischen Feindes der Franzosen, welcher den Vertrag von Taffna nur deshalb unterzeichnet hat, um sich besser zum Kriege rüsten zu können. Endlich gab ihm der Zug eines französischen Truppenkorps durch die sogenannten Eisernen Pforten (ein enger Gebirgspass) den gewünschten Anlaß zum Bruch. Unter

dem Vorwande, man habe sein Gebiet verletzt, kündigt er uns den Krieg an, macht im Monat November 1839 einen Einfall in die Ebene Mitidja, läßt allen Christen, Bürgern wie Militärs, die ihm in die Hände fallen, den Kopf abschneiden, verheert die Felder, verbrennt die Meiereien, predigt überall einen Vertilgungskrieg, und verspricht den Arabern, in kurzer Zeit das ganze Gebiet von Algier von den Ungläubigen zu säubern.

Doch erfährt er bald zu seinem Schaden, daß wenn es ein Leichtes ist, unbewaffnete Menschen oder zerstreute Krieger zu überfallen und zu tödten, die Sache sich anders verhält, wann man sich mit einem französischen Armeekorps zu messen hat: bei dem ersten ernstlichen Zusammentreffen, das der Emir mit unsern Truppen hatte, wurde ihm ein Theil seiner regulären Armee zerstört, das Uebrige in die Flucht gejagt.

Wir wollen keineswegs alle einzelnen Gefechte beschreiben, die seitdem in Afrika vorgefallen sind, noch den letzten Zug erzählen, der über die Gebirgsecke von Zeniah durch die Verschanzungen der Araber und alle Hindernisse dieser unwegsamem Gegend sich schlug um Medeah zu besetzen; dieß würde uns zu weit führen und von Lesern wenig verstanden werden, die keine Landkarte unter Augen haben. Wir begnügen uns mit dem Bericht von dem Kampfe zu Mazagran, weil eine so glänzende Heldenthat würdig ist für die Nachwelt aufbewahrt zu werden, weswegen wir sie auch zum Gegenstand der großen Vorstellung dieses Kalenders gewählt haben.

Die schwache Besatzung von Mazagran war auf jeden Angriff der Araber gefaßt. Den 2ten Hornung kündigte noch nichts das Heranrücken des Feindes an; doch sah man ihn seit einigen Tagen im Gesichtskreise erscheinen und wieder verschwinden; auf einmal werden die Bedetten die Araber gewahr und die Besatzung schließt sich in ein kleines Winkelwerk ein, welches gleich darauf von einer Menge Araber umringt wird, die ein wildes Geschrei erhebend, Waffen und Fahnen über ihren Köpfen schwingen.

Es ist ein Ueberfall in gedrängten Massen, ein Einbruch in die Ebene und auf die Anhöhe. Der Ueberfall und der Einbruch geschehen so plötzlich, so vollkommen, daß der Lieutenant Magnien, der ausgegangen war, nicht mehr Zeit hat vor dem Schließen der Thore in die Feste zu bringen, und an einem Seile hinaufgezogen werden muß, wo er sich seinen Waffengefährten anschließt und an der gemeinsamen Vertheidigung mit Betteifer Theil nimmt.

Unter diesem Schwarm arabischer Reiter, angeführt von den Beys von Lemcen und Mascara,

zeichnet sich ein Bataillon regulärer Infanterie aus, welches in Reih und Glied aufmarschirt. Es rückt in die Stadt ein, besetzt die Häuser, welche dem Zufluchtsorte unser Soldaten gegenüber stehen. Dieses Bataillon wird von Mustapha-Ben-Lamy kommandirt.

Ehe noch das Feuern im Ernste beginnt, und während die Reiter in der Ebenen sich herumtummeln, aus der Ferne gegen das Winkelwerk schießend, das sie als ihre gewisse Beute ansehen, macht die arabische Infanterie im Stillen Anstalten zum Angriff. Die Häuser, die es auf Schußweite von den Unsrigen besetzt, werden mit Zinnen versehen; die zwei Kanonen, die es mit sich führt, werden aufgezogen auf einer Anhöhe, welche die Stellung der Franzosen ein wenig beherrscht.

Nachdem alles bereit war, begann das Kleingewehrfeuer mit großer Lebhaftigkeit, dann rückte die Reiterei an, tausendweise ihre Flinten abschießend, die Infanterie macht ein wohlgenährtes Pelotonfeuer, während die Artillerie die Mauern beschießt, die unsern Tapfern zur Schutzwehre dienen. An diesem ersten Tage hatten die Araber eine zahlreiche Kavallerie, vier hundert Mann Fußvolf und zwei Kanonen aufgestellt.

Der Kapitän Relievre hatte nur ein Stück Feldgeschütz und 40,000 Patronen zu seinem Dienste, aber 123 muthvolle Männer unter seinem Befehle. Diese 123 Tapfern vervielfältigen sich, sie erwidern Schuß mit Schuß, verbreiten Unschlüssigkeit und Schrecken unter den dichten Kolonnen der Araber; ihr einziges Feldstück zielt so gut, daß jede Kugel ganze Reihen niederstreckt, jede Kartätsche Haufen von Menschen und Pferden zu Boden wirft. Auf beiden Seiten herrscht gleicher Grimm. Die Unerschrockenheit der Unsrigen theilt sich den Arabern mit, sie besteigen die Bresche, werfen sich ohne Rücksicht der Lebensgefahr über die Sandsäcke her um sie wegzureißen, und werden mit Bajonetten niedergestochen oder mit Steinen zerschmettert. Besonders richten die zu rechter Zeit unter die Haufen geschleuberten Granaten große Verheerung an, ohne den Muth dieser fanatisirten Krieger zu dämpfen.

Raum lassen sie bei eingetretener Nacht vom Kampfe ab. Man sieht sie im Finstern herum schleichen, um den günstigen Augenblick zum Ueberfall zu erlauschen; aber keine Ueberrumpfung ist möglich. Unsrer Soldaten wachen und benutzen die wenigen Momente der Ruhe die der Feind ihnen läßt, um mit der Steinhau und Mauerfelle die Lücken auszubessern, welche die arabischen Kugeln in ihre Mauern gebrochen haben. Die feindlichen Anführer schicken nach Verstärkung;

fanterie
arschirt.
Häuser,
gegen
ustapen

nt, und
berum-
selwert
schen,
ien Ans
ed auf
werden
, die ed
uf einer
osen ein

6 Klein-
an rückte
nten ab-
enährtes
Wauern
uwebre
e Kraber
t Mann

in Stück
u seinen
anter fei-
elstältigen
verbreiten
dichten
rück zieht
berstreckt,
und Pfer-
berührt
der Unfri-
stigen die
Lebens-
gureisen,
schen oder
richten die
pleuberten
den Wuth

nacht vom
n herum-
blick zum
runiplang
d benutzen
der Feind
d Wauer-
arabischen
aben. Die
ersterkung;



2 bis 3 tausend Mann glauben sich nicht stark genug, ein von 123 Franzosen vertheidigtes, schlechtbefestigtes Nest wegzunehmen: die ausgedehnten Boten führen die ganze Reserve herbei, tausendweise stromen frische arabische Reiter auf Mazagan los.

Zwei und achtzig Völkerstämme, deren einige an die Wüste grenzen, von den heftigsten Predigten aufgebracht, und durch die falschen Versprechungen Mustapha-Ben-Lamis hingerissen, hatten ihre Kontingente geliefert; alle eilen herbei; Freiwillige werden zum Sturmlaufen aufgefordert, und 2000 bieten sich auf der Stelle an. Von Minute zu Minute werden die feindlichen Linien dichter und rücken näher heran. Nicht mehr 2 bis 300 Araber, eine ganzes Heer, und 10, 12, einige sogar 17 tausend Reiter schließen sich dem ersten Haufen an, und ziehen wuthschneidend gegen die schwachen Mauern der kleinen Feste.

In diesem Augenblicke verdoppelt die Batterie auf der Anhöhe ihr Feuer; die Steine weichen, die Männer hinter ihnen nicht. Die Bresche ist zugänglich, und der Kern der Araber, jene 2000, stürzen auf die Bresche los. Da sieht der Kapitän Lelièvre ein, und gibt es seinen Tapfern zu verstehen, hier gelte nicht mehr Tapferkeit allein, sondern List müsse ihr beistehen. Auf seinem Befehl stellt sich die ganze Besatzung wie tot, alles schweigt, die Angeln pfeifen nicht mehr, die Soldaten strecken sich der Länge nach hin, mit gespanntem Hahnen, den Finger auf dem Drücker. Die Araber dringen ein, und im Augenblick wo sie sich schon Meister der Feste wähnen und die siegreiche Fahne des Propheten aufzuklappen sich anschicken, springen unsere Tapfern auf, und ein Kreis von Feuer umgibt den Feind, jeder Schuß trifft seinen Mann, die Bresche fällt sich mit Leichnamen, die Fahne des Propheten stürzt in eine Lache von Blut und Roth, der Feind entflieht: in Zeit einer Stunde war dieser Sieg errungen.

Uebersicht der merkwürdigsten Begebenheiten,

Welche sich in Europa seit dem Juli 1839 bis zum Juli 1840 zugetragen haben.

Als ich voriges Jahr meine Uebersicht für den Kalender von 1840 beschloß, war ein Ministerium da, dessen Präsident der Marschall Soult war, und das sich unter dem Knall der Flintenschüsse des Aufstands vom 12. Mai 1839 gebildet hatte, und deswegen auch Ministerium vom 12. Mai

genannt wurde, so wie das vorhergehende Ministerium, das vom 15. April hieß. Heute wo ich zur Uebersicht des Kalenders von 1841 die Feder zuschneide, haben wir schon wieder andere Minister zu begrüssen, denn in Frankreich hält, leider! nicht allmählich ein Ministerium einen Ka-

lender aus. Ich würde Euch wohl die Namen der jetzigen Minister mittheilen, wenn ich versichert wäre, daß bis mein Kalender herauskommt, diese Liste noch gilt.

Was eigentlich das Ministerium vom 12. Mai bewegen hat sich zurückzuziehen, ist die Verwerfung, von Seiten der Deputirtenkammer, der Ausstattung des Herzogs von Nemours, welche es derselben vorgeschlagen hatte. Das war freilich nicht höflich von der Kammer, hat aber doch die Heirath des Prinzen mit seiner hübschen Braut, der Prinzessin Viktoria von Sachsen-Coburg-Gotha nicht verhindert, und das junge Paar wird auch deshalb keinen Mangel leiden. Die Begebenheiten im Innern von Frankreich beschränken sich dieses Jahr so ziemlich auf die Verrichtungen der beiden Kammern. Die Deputirtenkammer hat die ihrigen den 20. Juni beschlossen. Hier folgt eine kurze Uebersicht derselben. Die Session wurde am 23. Dezember 1839 eröffnet und dauerte 180 Tage. Während dieser Zeit gab es 4 Sitzungen im Dezember, 13 im Januar, 14 im Februar, 16 im April, 24 im Mai und 17 im Juni.

Die fünf ersten Sitzungen waren der Prüfung der Befugnisse der neuen Mitglieder und der Bildung des Bureau's gewidmet. Hr. Sauzet wurde zum Präsidenten erwählt.

Im Monat Januar und bis zum 15. Februar nahm die Kammer nur einige unwichtige Gesetze an; die Ausföschung des Kabinet's vom 12. Mai unterbrach ihre Arbeiten vierzehn Tage lang. Die politischen Gesetze, die in der Kammer lebte Verhandlungen erregt und die öffentliche Meinung stark beschäftigt haben, sind: 1) das Gesetz über die Ausstattung des Herzogs von Nemours; 2) das Gesetz über die geheimen Gelder; 3) das Gesetz über die Verbesserung der Uebersette des Kaisers.

Die Gesetzentwürfe, die mehr als eine Sitzung einnahmen, sind: die Rentenreduktion, die vier Sitzungen dauerte und nur eine geringe Stimmenmehrheit erhielt (in der Pairkammer ist sie gar hängen geblieben); das Gesetz über das Salz, welches nach drei Sitzungen angenommen wurde. Dieses Gesetz befreit die östlichen Departemente (wozu wir auch gehören) von einem lästigen Monopol. Das Gesetz über den Zucker nahm sieben Sitzungen ein; es hat die Gebührenerhöhung für den fremden Zucker auf 20 Franken vom Zentner bestimmt und den Betrag der Ertragigkeit auf 70 herabgesetzt. Das Gesetz über die außerordentlichen Kredite für Algerien gab während zwei Sitzungen zu wichtigen Verhandlungen Anlaß. Das Gesetz über die Verlänger-

ung des Privilegiums der Bank wurde nach vier Sitzungen angenommen. Das Gesetz über die Eisenbahnen hat die Kammer während sechs Sitzungen beschäftigt. Die Erörterung des Ausgabenbudgets endlich hat neun Sitzungen, und die des Einnahmudgets zwei Sitzungen gedauert.

Die auf die verschiedenen Kredite sich beziehenden Gesetzentwürfe, welche in dieser Session untersucht wurden, sind sehr zahlreich und auch zahlreich. Die ergänzenden Kredite des Dienstjahrs 1837 und 1838 betragen 5,609,522 Fr. Die Zuschußkredite für das Jahr 1839 sind folgende: zwei zusammen von 20,396,287 Fr. für die außerordentlichen Ausgaben; einer von 45,000 Fr. für die Instandhaltung des Kardinals de La Tour d'Auvergne; einer von 300,000 Fr. für die allgemeinen Unterstützungen; einer von 100,000 Fr. für Molieres Denkmal; einer von 20,855 Fr. für die rückständigen Schuldsforderungen der Kriegsverwaltung. Im Ganzen für das Dienstjahr 1839, 20,862,142 Fr.

Die Kredite für das Dienstjahr 1840 und 1841 wurden nach einander angenommen wie folgt: zwei Kredite von 41,972,000 Fr. für die außerordentlichen Ausgaben; einer von 800,000 Fr. für die Ausbesserung der Pairkammer; einer von 285,000 Fr. für die Bureau der Kriegsverwaltung; einer von 2,400,000 Fr. für die Verlustsrenten; einer von 2,000 Fr. für das Jahresgehalt der Rad. Combe; zwei von 5,644,950 Fr. zur Unterstützung für die Pensionirungsklassen der auswärtigen Angelegenheiten und der Finanzen; einer von 12,023 Fr. für die Rückstände der Kriegsverwaltung; zwei von 1,086,383 Fr. für Einschreibung der Pensionen und Rückstände; einer von 5 Millionen für das Salz; einer von 1 Million für die geheimen Gelder; einer von 1 Million für die Brücken zu Beziers, Carcassonne und Espalion; fünf von 7,100,000 Fr. für die innere Schiffahrt; einer von 38,000 Fr. für nachträgliche Ausgaben des Ministeriums der öffentlichen Arbeiten; einer von 500 Fr. für das Jahresgehalt der Wittve eines holländischen Matrosen; einer von 30,000 Fr. als Belohnung für Hrn. Crevel; drei von 31,175,431 Fr., zweiter Entwurf für die außerordentlichen Ausgaben; einer von 1 Million zur Verbesserung der Uebersette des Kaisers; einer von 1,500,000 Fr. für die unvorgesehenen Ausgaben der auswärtigen Angelegenheiten; einer von 1,234,000 Fr. für die im Garten Luremburg, im Hotel Mele und im Hotel des Handelsministeriums zu machenden Arbeiten; sechs von 33 Millionen für die Eisenbahnen; einer von 38,000 Fr. zur Verzinsung des Nicht-Aktivitätssoldes der Militär-

Die fünf ersten Sitzungen waren der Prüfung der Befugnisse der neuen Mitglieder und der Bildung des Bureau's gewidmet. Hr. Sauzet wurde zum Präsidenten erwählt.

Im Monat Januar und bis zum 15. Februar nahm die Kammer nur einige unwichtige Gesetze an; die Ausföschung des Kabinet's vom 12. Mai unterbrach ihre Arbeiten vierzehn Tage lang.

Die politischen Gesetze, die in der Kammer lebte Verhandlungen erregt und die öffentliche Meinung stark beschäftigt haben, sind: 1) das Gesetz über die Ausstattung des Herzogs von Nemours; 2) das Gesetz über die geheimen Gelder; 3) das Gesetz über die Verbesserung der Uebersette des Kaisers.

Die Gesetzentwürfe, die mehr als eine Sitzung einnahmen, sind: die Rentenreduktion, die vier Sitzungen dauerte und nur eine geringe Stimmenmehrheit erhielt (in der Pairkammer ist sie gar hängen geblieben); das Gesetz über das Salz, welches nach drei Sitzungen angenommen wurde. Dieses Gesetz befreit die östlichen Departemente (wozu wir auch gehören) von einem lästigen Monopol. Das Gesetz über den Zucker nahm sieben Sitzungen ein; es hat die Gebührenerhöhung für den fremden Zucker auf 20 Franken vom Zentner bestimmt und den Betrag der Ertragigkeit auf 70 herabgesetzt. Das Gesetz über die außerordentlichen Kredite für Algerien gab während zwei Sitzungen zu wichtigen Verhandlungen Anlaß. Das Gesetz über die Verlänger-